

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

VIII. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1928

Heft 12

Gedanken in die Zeit.

Jeder einzelne von uns, befangen im Kreise eigenen Wirkens, ist mehr oder weniger Ausstrahlung des Willens seines Berufskreises oder seiner Sippe, ist, an den Tausenden der anderengemessen, nur ein Tropfen einer Welle im Meere der Zeit. Aber Kreis wird gedrängt durch fremde Kreise, Tropfen der Welle wird bewegt durch stürmenden Wind.

Nicht der einzelne steht heute am Scheidewege. Es gilt, zu begreifen, daß das Volk vom Schicksal auf einen Weg gedrängt ist, der zu einer Wiedergeburt oder zum Tode führt. Es gibt nichts außer diesem Entweder-Oder. Die Vorkämpfer und Wegbahner sehen das Ziel klar und kämpfen mit dem Gegner, der Trost hört von dem Ziel, traut oder mißtraut, streitet untereinander oder wärfelt im Voraus um die Beute.

Man sagt, daßes uns Deutschen erst erbärmlich schlecht gehen müsse, bevor wir uns auf uns selbst besinnen. Es scheint, als ob wir heute bei diesem Punkt angelangt sind. — Wo liegt die Rettung? Gerettet werden kann nicht die Arbeiterschaft allein auf Kosten der Industrie, retten kann sich nicht der

Kaufmannsstand auf Kosten der Verbraucher. Jeder Versuch der Eigenrettung auf Kosten der anderen muß sich letzten

Endes, auch bei anscheinend zeitweiligem Vorteil, rächen, weil alle Volksteile viel zu sehr miteinander verbunden sind, als daß nicht die Ausnutzung und Aussaugung der einzelnen Teile früher oder später sich auf die Allgemeinheit auswirken müssen. Wir sind nun einmal Volksgenossen, das heißt organisch gefügte Glieder eines Gemeinwesens; und deshalb geht jeden einzelnen von uns die Krankheit oder Auszehrung jedes Teiles dieses Gemeinwesens genau soviel an, wie das Herz die Krankheit des Kopfes oder die Hand das Übelbefinden des Fußes angeht. Kein Glied leidet, ohne daß das Ganze in Mitleidenschaft gezogen wird. Und deshalb muß jedes Glied das Bestreben — schon aus Eigeninteresse — haben, jedem anderen Gliede zu helfen.

Man wende nicht

ein: der einzelne von uns sei zu schwach, um sich selbst auf den Beinen zu halten, deshalb könne man nicht von ihm verlangen, daß er anderen Stütze und Schild sei!



Bavaria-Verlag, München.

Arbeit.

Glasgemälde von Sepp Frank.

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere des verzweifeltsten Bildes irgendeines alten deutschen Meisters: Eine Schar von Kranken, mitleidslos vom Maler in die Helle des Tages gestellt. Lahme, Blinde, Laube, Krüppel. Und doch liegt über dem Ganzen ein Zug der Größe und der Versöhnung mit dem unerbittlichen Schicksal. Der Lahme führt den Blinden, der Blinde hält den Krüppel, und so ziehen sie alle, sich gegenseitig stützend und helfend, ihres Weges dahin, und auf allen Gesichtern leuchtet die Verbundenheit im Unglück und die Hoffnung, mit gegenseitiger Hilfe das ferne Ziel zu erreichen, das für jeden einzelnen von ihnen unerreichbar wäre.

Ist dies Bild nicht eine verblüffend wahrheitsgetreue Wiedergabe der gegenwärtigen Zeit? Sind wir nicht zu einem Teile in Parteidogmen befangen, die unsere Augen den unerbittlichen Forderungen der Gegenwart gegenüber blind machen, trotzdem die Glieder stark genug wären, um die Not der Gesamtheit mittragen zu helfen?

Sind wir nicht zum anderen Teile gelähmt durch die jäh über uns hereinbrechende Not, die uns an der Überwindung der Gegenwart und am Meistern der Zukunft verzweifeln läßt, obwohl wir mit Hilfe unserer körperlich gesunden Volksgenossen vielleicht den Sprung über den Abgrund wagen könnten?

Aber — und darin liegt der große Unterschied — standen wir Lahmen und Blinden und Krüppel nicht wieder einmal — zum wievielten Male — gegeneinander? Und empfanden wir, offen gestanden, nicht selbst die Haltlosigkeit und Unaufrichtigkeit aller gegenseitigen Vorwürfe, soweit sie um die einzige, alle angehende Tatsache: Wirtschaft ist Schicksal! einen ausweichenden Bogen schlugen?

Es geht heute bei jedem, der sich der Verantwortung dem Volksganzen gegenüber bewußt ist, nicht um die Sabotierung des Staatsgedankens, es geht nicht um die Zerschlagung der gewerkschaftlichen Idee, es geht nicht um die Herauskehrung des brutalen Herrenstandpunktes, es geht nicht um eine planmäßige und bewußte Sozialisierung, es geht nicht um das Recht der Unterdrückten. Ein jeder dieser aufrüttelnden Ganfarenstöße, mag er von hüben oder drüben

kommen und vielleicht sogar im einen oder andern Falle ein Körnchen Wahrheit enthalten, trifft nicht den Kernpunkt.

Es geht, um es nochmals zu wiederholen, um nicht mehr und weniger als um Sein oder Nichtsein der deutschen Wirtschaft überhaupt. Wirtschaft nicht als kapitalistischer, sozialistischer oder kommunistischer Begriff gefaßt, sondern Wirtschaft als Schicksalsgemeinschaft aller Werktätigen verstanden.

Bedeutet aber Wirtschaft die Notgemeinschaft aller Werktätigen, die auf Gedeih und Verderben miteinander verbunden sind, dann läßt sich über

Recht oder Unrecht der Forderung eines Teiles dieser Werktätigen auf höhere Beteiligung am Ertrag nur mit dem Rechenstift und nur unter Berücksichtigung aller wirtschaftlichen Gegebenheiten, niemals aber mit Schlagworten ein „gerechtes“ Urteil fällen.

Wie urteilte doch Napoleon I.?

„Zwietracht brauchte ich nicht unter den Deutschen zu stiften. Untereinander haben sie sich erwürgt und glaubten dabei redlich ihre Pflicht zu tun.

Leichtgläubiger und töricht ist kein anderes Volk auf Erden gewesen. Die verblendete Mißgunst, mit der sie sich befehdeten, habe ich zu meinem Vorteil wirksam genährt.“

Und demgegenüber ein anderes Wort, das ich vor Jahresfrist in der Geburtsnacht des

nunmehr zur Reife gehenden Jahres auf nächtlicher Skifahrt im Berner Oberland aus Schweizer Freundesmund hörte:

„Ihr Deutschen in eurer Gründlichkeit seid viel zu sehr befangen in Dingen des eigenen Ichs, viel zu ängstlich besorgt, eine Feder von eurem demokratischen oder konservativen, von eurem nationalen oder sozialistischen, von eurem gewerkschaftlichen oder kapitalistischen Hüthen zu verlieren, als daß ihr euch durchringen könntet zu der Auffassung, Feder und Hut sind Kennzeichen verschiedener materieller oder ideeller Einstellung auf den einen, einzigen Brennpunkt: Deutsch sein!“

Können wir uns wirklich nicht durchringen?

W. D.



Bavaria-Verlag, München.

Arbeit.

Glasgemälde von Sepp Frank.

Bauten der Technik.

Eine Ausstellung im Essener Folkwangmuseum.

Von Dr. A. Waldstein.



Lichtbild: Gebüder Dransfeld, Hamburg.

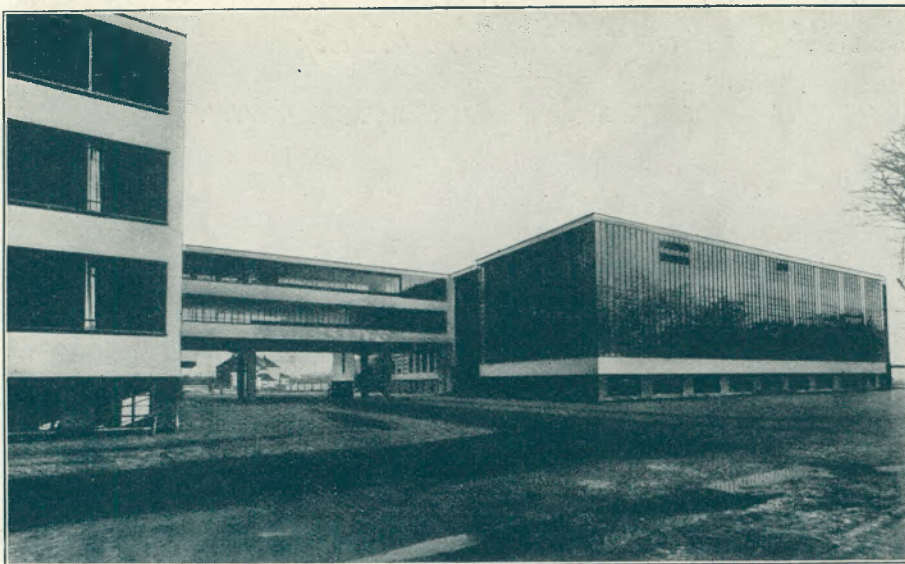
Das Chilehaus in Hamburg.

Erbauer: Architekt Fritz Höger.

Bauten der Technik: Rechenanlagen, große Bürohäuser, Wassertürme, Bahnhöfe, Brücken und manches andere, sollen zum Gegenstand einer Kunstausstellung gemacht werden; das muß zunächst als ein völliger Widerspruch erscheinen. Kunst — so ist die allgemeine Ansicht — ist doch etwas, das aus dem Alltagsleben herausführt, das das Dasein verschönern, dem Menschen eine Überwirklichkeit vorzaubern soll. Kunst darf sich überhaupt nie mit dem täglichen Leben vermischen, meinen viele. Und nun veranstaltet ein großes Museum eine umfangreiche Ausstellung unter dem

obigen Titel und zeigt Photos, Pläne, Modelle technischer Bauten. Da muß doch irgendwo ein Irrtum vorliegen.

Freilich ein Irrtum, aber nur auf Seiten jener, die dem künstlerischen Sirenen des Menschen enge Grenzen setzen, die es in eine Phantasiwelt zwingen wollen und nicht erkennen, daß alle große Kunst nur mitten im wirklichen Leben wachsen und zu Leistungen kommen kann. Die gestaltende Kraft eines genialen Menschen erreicht ihren höchsten Ausdruck nicht in der Zurückgezogenheit seiner einsamen Gedanken und Ideen, sondern dadurch, daß er dem Erleben der



Das „Bauhaus“ in Dessau.

Erbauer: Walter Gropius.

Allgemeinheit, ihren Wünschen, Nöten, Idealen Ausdruck zu geben vermag. So sind die großen mittelalterlichen Kirchen entstanden; sie waren damals etwas, was das ganze Volksbewußtsein anging, waren Ausdruck der stärksten Kräfte im Volksleben, der religiösen.

Heute nun, Jahrhunderte später, in einer Zeit, die die schweren Nöte des Krieges zu überwinden hat, gibt es nur ein Wort, das den gesamten Inhalt des Volkslebens widerspiegelt: Arbeit. Arbeit, das geht alle an: den Greis, der eigentlich schon des Lebens Feierabend genießen dürfte, das Kind, das eben erst die Schule betritt, Männer und Frauen, Angehörige der verschiedensten Parteien und Weltanschauungen — in diesem Grundbegriff unseres heutigen Lebens sind alle Menschen vereinigt.

So wird es verständlich, daß auch der Künstler von heute den Begriff der Arbeit gestaltet, wie seine Vorgänger in allen Zeiten den der Frömmigkeit in eine sichtbare Erscheinung umgesetzt haben. Aber sind nun die Dinge, die er jetzt gestaltet, auch schön? Können sie in uns dieselbe Freude und Befriedigung auslösen, die wir sooft an Kunst alter Zeiten erlebt haben?

Wenn ein Architekt für das Verwaltungsgebäude eines industriellen Unternehmens ein Bauwerk auführt, in dem sich der Wille zur Leistung und die Kraft aller an dem Unternehmen arbeitend Beteiligten gleichsam spiegeln, so sind die Grundbedingungen künstlerischer Wirksamkeit gegeben. Alle Teile eines solchen „Hauses“ ballen sich zu stärkster Massene Wirkung zusammen, der Eindruck von etwas Großartigem, Gigantischem entsteht: Hochhäuser, Wolkenkratzer, langgestreckte, einheitliche Fronten.

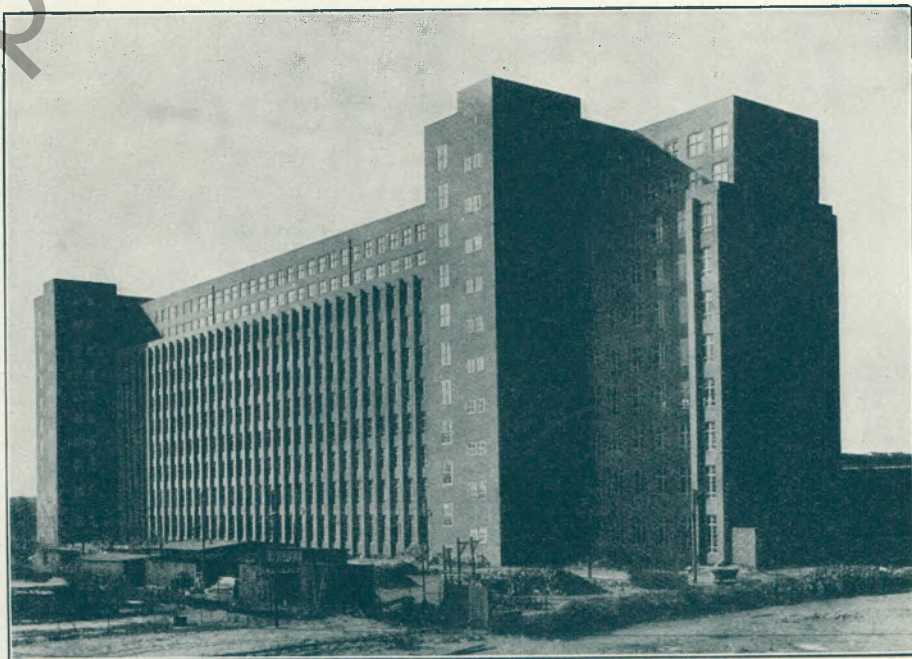
Eines der berühmtesten und frühesten Bauwerke dieser Art in Deutschland ist das sogenannte Chilehaus in Hamburg, das Fritz Höger 1923 gebaut hat. Freilich wirkt dieser Verwaltungs- und Bürobau weniger durch die große Masse, die er darstellt, als durch die geschickte Gruppierung seines Äußeren. Er steht an der Front zweier zusammenlaufender Straßen und bildet daher eine so scharfe

Spitze, daß man fast an den Bug eines Schiffes erinnert wird. Ebenso ist es mit der Langfront, die nicht nur von einer großen Toreinfahrt unterbrochen wird, sondern selber auch in ihrer ganzen Länge wellenförmig bewegt ist. Den ganzen Bau überzieht ein Muster, ein Ornament, und all dieses trägt dazu bei, in dem Betrachter eine gewisse Verblüffung hervorzurufen, weil man an einem Bau der Arbeit nichts Derartiges erwartet. Auch an anderen Bauten, wie an dem Entwurf für eine deutsche Großindustrie, die aus der Entfernung geschlossen und großartig wirken, benutzt Höger solche Mittel, um die Architektur zu beleben.

Ganz anders, vielleicht viel eindrucksvoller, geht Walter Gropius vor, der Schöpfer der Werkstätten des Bauhauses in Dessau. Er setzt einen großen quadratischen Block hin mit Fenstern, die in jedem Stockwerk vom Fußboden bis zur Decke reichen, so daß das ganze völlig zu

einem Glashaus wird. Nicht nur der Gedanke, daß es in einem solchen Bauwerk sehr hell, luftig und freundlich sein muß, sondern die Helligkeit, die der ganz klar geformte, straffe Baukörper auch in der Landschaft ausstrahlt, ist Grund seiner Wirkung. Ähnlich wie dieses Bauhaus, das eine Ausbildungsstätte für junge Kunsthandwerker und Architekten ist, hat Gropius auch Fabriken gebaut. Er ist eigentlich der erste, der — schon vor dem Krieg — erkannt hat, daß vollkommene Klarheit der Gestalt das wichtigste Erfordernis eines technischen Bauwerks ist. Auch der Produktionsgang bedingt eine solche Übersichtlichkeit, und deshalb ist es durchaus verständlich, wenn Klarheit und Knappheit des architektonischen Ausdrucks zur Grundlage der Schönheit des Ganzen, mit einem vielgebrauchten Fremdwort: zur ästhetischen Grundlage gemacht werden.

Der Baumeister der großen Siemens-Schuckert-Werke, Hans Hertlein, hat es verstanden, dem Verwaltungs-



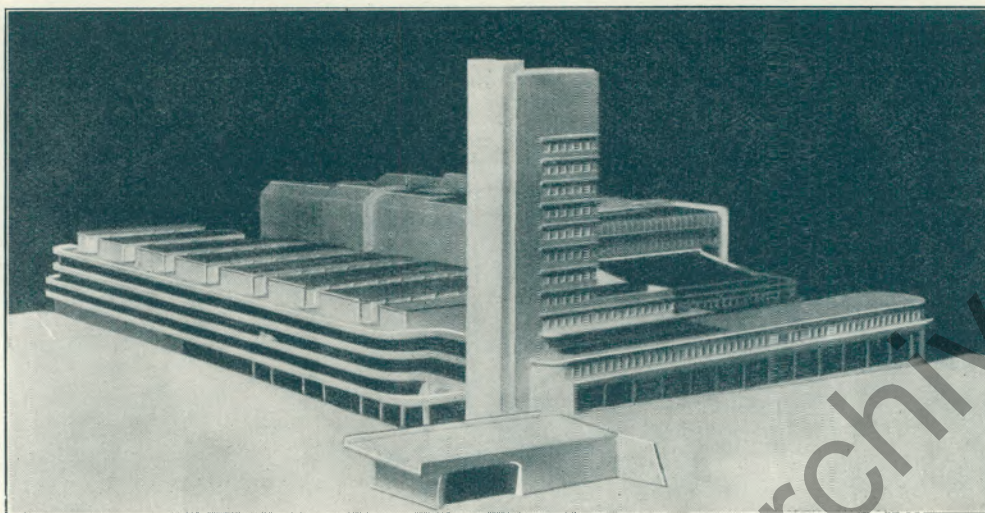
Das neue Schaltwerkhochhaus der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin-Siemensstadt.

Architekt: Hans Hertlein, Direktor der Bauabteilung des Siemens-Konzerns.

gebäude des Riesenbetriebes, der eine Stadt für sich bildet, ein Aussehen zu geben, das der Größe und Bedeutung dieser Werk-Stadt angemessen ist. Zwischen den langgestreckten Fronten des Hauptbaues mit ihren großen, gleichmäßigen Fensterreihen erheben sich vorspringende Treppentürme, die das ganze Gebäude gliedern und mehr noch: die erst durch ihr Dasein den Bau über das Alltägliche und Langweilige hinaus zu etwas Besonderem gestalten. Straffheit und Klarheit kennzeichnen die ganze Architektur dieses Schalthauses, also gleichsam des Herzens des Werkes, und wirken als Symbole des Arbeitsgeistes, der in den Räumen herrscht.

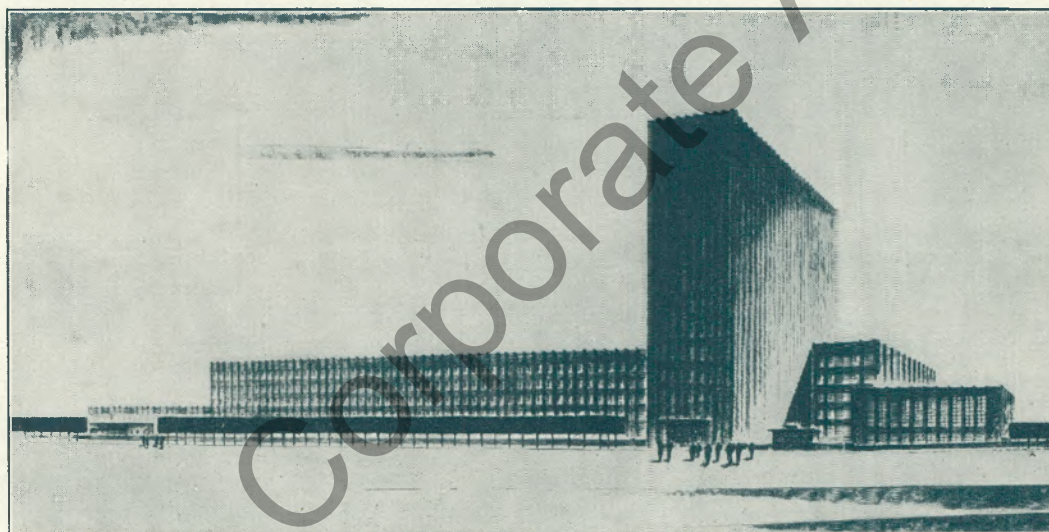
Wer offenen Auges diese „nüchternen“ Bauwerke betrachtet, wird sehr bald fühlen, daß sie dem Wesen von uns modernen Menschen viel mehr entsprechen als Nachahmungen alter Baustile, die zu ihrer Zeit und vor allem für ihren Zweck angemessen waren, die man aber nun nicht beliebig übertragen kann. Die Generation am Ende des letzten Jahrhunderts ist leider diesem Irrtum erlegen und hat versucht, z. B. die Bauformen alter Schlösser auf große Brücken anzuwenden. Das mag daher gekommen sein, daß diese Zeit wenig eigene Ideen hatte, und daß sie sich vor allem darüber unklar war, daß jede Bauaufgabe, die für einen neuartigen Zweck bestimmt ist, ihre eigene Form, ihren Stil haben muß.

Auf uns heutige Menschen wirkt es geradezu komisch, wenn wir hören, daß man die ersten großen Dampfmaschinen mit seltsamen arabischen oder mittelalterlichen Kunstformen verkleidet hat, weil man die lediglich technischen Formen als unschön und der großen Kunsttradition unwürdig empfand. Die Einstellung des modernen Menschen zu diesen Fragen hat sich vollkommen gewandelt. Wer in der Essener Ausstellung etwa die Photos von Freiluft-Hochspannungsanlagen des Rheinisch-



Großgarage.

Entwurf: Luckhardt und Anker, Berlin.



Verwaltungsgebäude für eine deutsche Großindustrie.

Entwurf: Fritz Höger, Hamburg.



Markthalle in Frankfurt am Main.

Erbauer: Stadtbaudirektor Prof. Martin Elsaesser.

Westfälischen Elektrizitätswerkes steht, diese übermannshohen Isolatoren, das gleichmäßig angeordnete Gestänge, der muß, wenn er nicht völlig blind und voreingenommen ist, empfinden, wieviel Bewegung und Spannung oder — um wieder ein öfter gebrauchtes Fremdwort zu benutzen — wieviel

hang mit der Natur abspielte als heutigentags. Damals waren die offenen Bogenhallen sinnvoll und zweckmäßig, an der Vorsigschen Fabrik aber waren sie überflüssiger und sinnloser Schmuck. Und auf dem zweiten Bilde wird man aus den hohen Essen und niedrigen Schuppen, aus dem Mühl-



Das Vorsig-Werk
am Oranienburger Tor (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts).

Rhythmus in solchen Dingen steckt, daß ihr Gesein schon völlig aus sich wirksam ist, und daß es nur verlieren kann, wollte man es mit einem fremden, abgelegten Kleid schmücken.

Das wird noch deutlicher, wenn man die beiden Bilder älterer Bauten aus dem vorigen Jahrhundert betrachtet,

rad und dem leeren Fabrikhof vergeblich die eigentliche Bestimmung der trotz aller Romantik jeder harmonischen Gliederung entbehrenden Anlage zu erraten versuchen: Walzwerk zu sein.

Demgegenüber bedeutet die moderne Einstellung mit ihrer



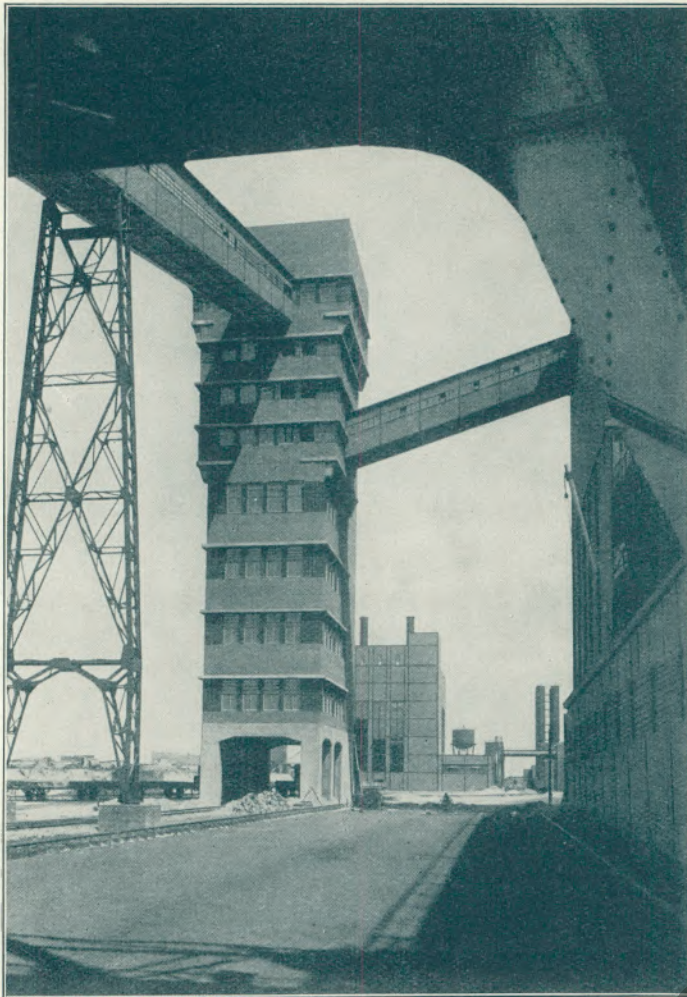
Walzwerk Lendersdorf 1838.

Gemälde von Karl Schüge.

Ansicht des von Eberhard Hoersch gegründeten Eisenwalz- und Hochofenwerkes, das die Keimzelle der Hoersch-Werke bildete.

die hier mitten zwischen denen moderner Werke stehen. Die alte Vorsigsche Fabrik in Berlin ist in der Zeit entstanden, als man Formen der römischen Kunst von vor zweitausend Jahren wiederbeleben wollte. Diese Formen sind in einer Zeit lebendig gewesen, als es kaum noch technische Hilfsmittel für das Leben in unserm heutigen Sinn gab, als sich das Dasein des Menschen noch weit mehr im Freien und im Zusammen-

zur Schau getragenen Nüchternheit eine Rückkehr zur Wahrheitsliebe. Die neue Frankfurter Großmarkthalle, die in den letzten Wochen ihrer Bestimmung übergeben worden ist, ist in ihrem Äußeren und im Innern ein übersichtlich gegliedertes Bauwerk, dem man auf alle Fälle seine Bestimmung von vornherein ansieht, das aber zugleich eben durch diese Klarheit, eindeutige Gliederung und rhythmische Wieder-



Neue Bauten der Technik im Industriegebiet.
Eckturm der Zentralkokerei Nordstern (Ver. Stahlwerke Aktiengesellschaft).
Aus dem Buch: Architekt oder Ingenieur? Verlag „Die Baugilde“, Berlin.

holung derselben Bauglieder dennoch neben seiner Sachlichkeit auch schön wirkt. Wer sich von fern diesem imposanten Bauwerk nähert, ist sich schon durch dessen Gestalt klar, daß hier ein lebenswichtiger Mittelpunkt des modernen Daseins gegeben ist.

Selbst solche rein zweckhaften und gar nicht „bedeutungsvollen“ (mit einem Fremdwort: repräsentativen) Bauten, wie Garagen es sind, werden vom modernen Kunstempfinden her gestaltet. Das Modell einer Berliner Großgarage bringt nun wieder alle die Eigenschaften, die wir uns schon als die wesentlichen der heutigen Zeit eingepägt haben, und daher wird wohl jeder Betrachter sich freuen, wie dieser Zweckbau praktische Brauchbarkeit — man betrachte nur einmal die spiralig um den ganzen Baukörper laufende Auffahrtstraße! — und künstlerisch wirksame Form miteinander vereinigt.

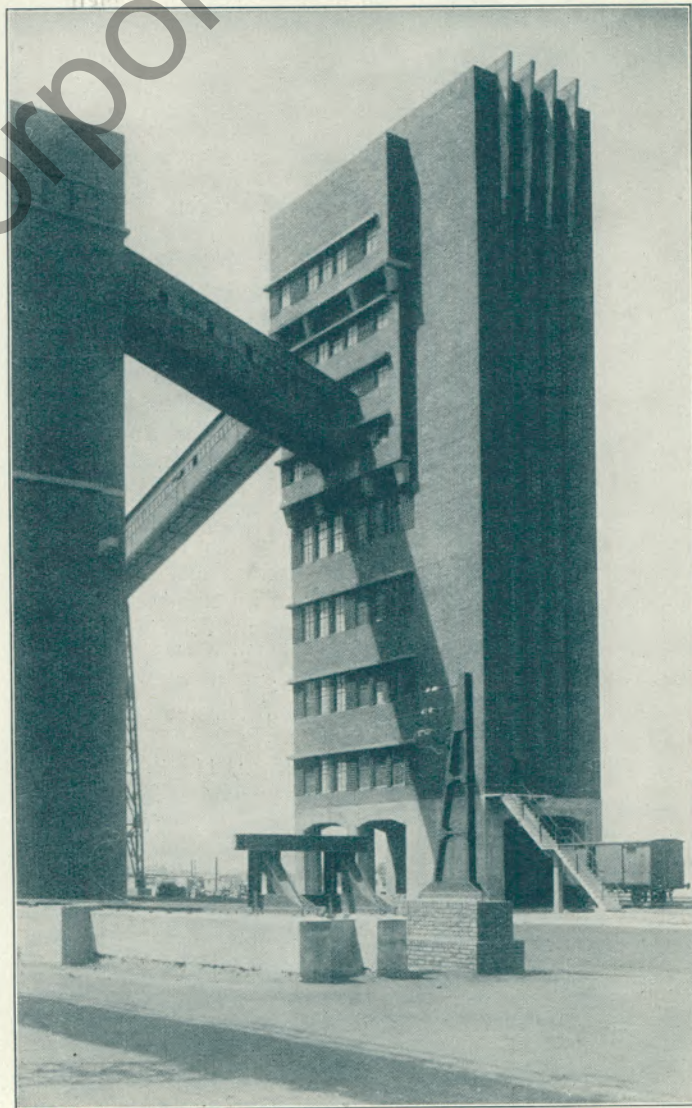
Aber weit über solche Werke hinaus, die schon in ihrer räumlichen Größe und wegen ihrer Bestimmung auf den Beschauer Eindruck machen können, hat sich die moderne Gestaltung auch solchen Werken zugewendet, die für die Allgemeinheit unauffälliger oder schwieriger zu betrachten sind; denn man will nicht nur den Dingen, die voran liegen, eine künstlerische Gestalt aus dem Wesen unserer Zeit geben und alles andere vernachlässigen (das wäre eine Lebenslüge), sondern wenn das Bewußtsein einer Zeit über ihr Wesen, ihren Lebensstil sich wirklich festigt, dann werden die Menschen dieser Zeit ihre Art in allem zur Geltung bringen, was sie umgibt. So ist es in früheren Jahrhunderten gewesen, und an dieser Stelle halten wir auch heute wieder.

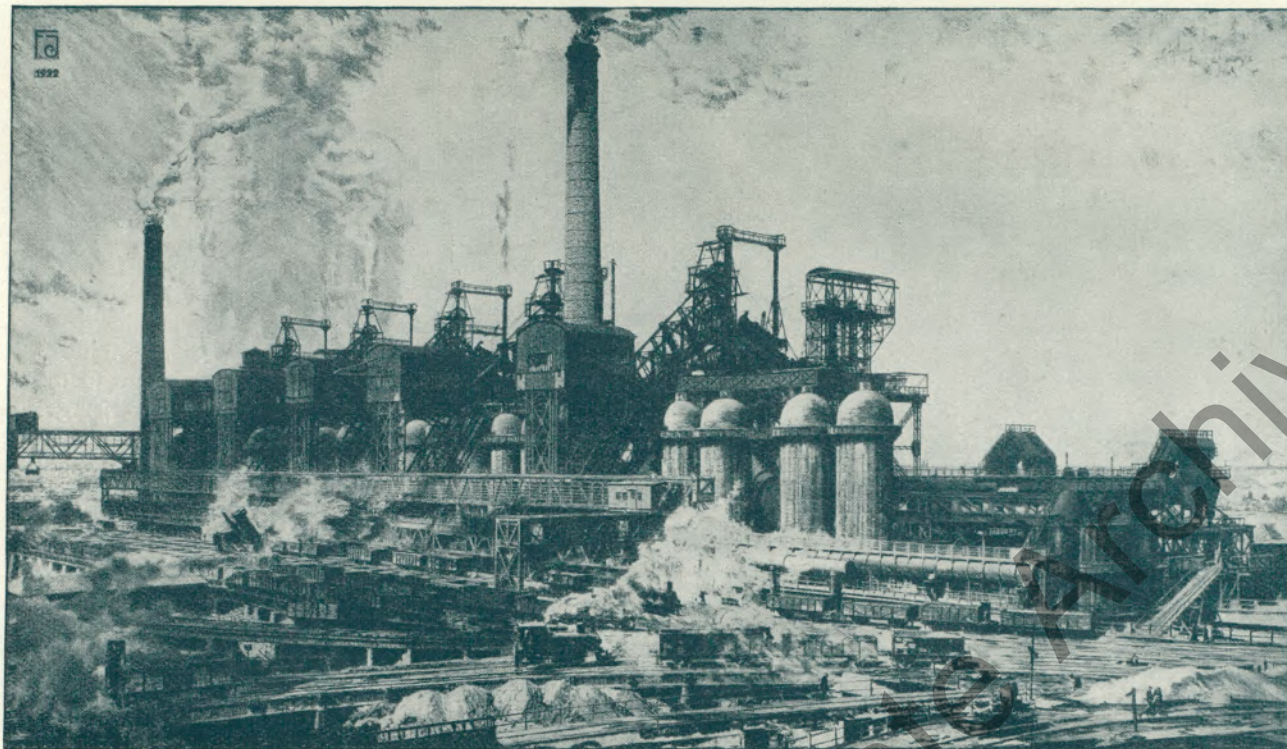
Man betrachte sich einmal daraufhin das Photo von der

Exzitation einer Zeche, die zu einem wichtig wirkenden Turm gestaltet ist; man sieht wieder, selbst wenn man die technische Bedeutung dieses Bauwerkes nicht kennt, daß es ein wichtiges Glied der ganzen Anlage ist, daß ihm im Produktionsprozeß eine besondere Bedeutung zukommt.

Wir haben schon angedeutet, daß die neue Gestaltungsweise weit über die Baukunst hinausgeht, daß fast alle technischen Gebilde von ihr ergriffen sind (nur kann man an der Baukunst am deutlichsten zeigen, wie wir heutigen Menschen das Schöne in der Welt sehen). Wer Gebilde technischer Art betrachtet, seien es nun Bahnhöfe, Hafenanlagen mit ihren großen, eindrucksvollen Kranen, Hochspannungsmaste, Brücken, Fabriken oder was sonst immer, er wird, wenn sie in unserer Zeit geschaffen worden sind, auch den Geist dieser Zeit darin wiederfinden und die gleiche neue künstlerische Einstellung. Das aber ist das Wichtige, daß wir aus diesen Dingen Vertrauen schöpfen zu unserer Zeit und uns Menschen in ihr.

Es gibt viele, die meinen, unsere Zeit sei schlechter und gerade im Künstlerischen weniger leistungsfähig als die vergangenen Epochen. Wer aber betrachtet, was schon geschaffen worden ist, und was daraus als Verheißung für die Zukunft entspringt, der kann seine Zeit und seine Mitmenschen nicht mehr verachten. Es ist ein immer wieder erhebendes Bewußtsein, daß wir in dieser Zeit — gegenüber der Unsicherheit der Gestaltung im vorigen Jahrhundert — wieder einen eigenen Ausdruck gefunden haben, daß wir „wir selbst“ sind. Und deshalb darf man gerade von der künstlerischen Gestaltung der Gegenwart aus sagen: „Wir heißen euch hoffen!“





Die Hochofenanlage des Bochumer Vereins.
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)

Radierung von F. Jacobsen.

Zwiesgespräch zwischen Künstler und Techniker.

Von Dipl.-Ing. Walter Büttner, Oldenburg i. D.

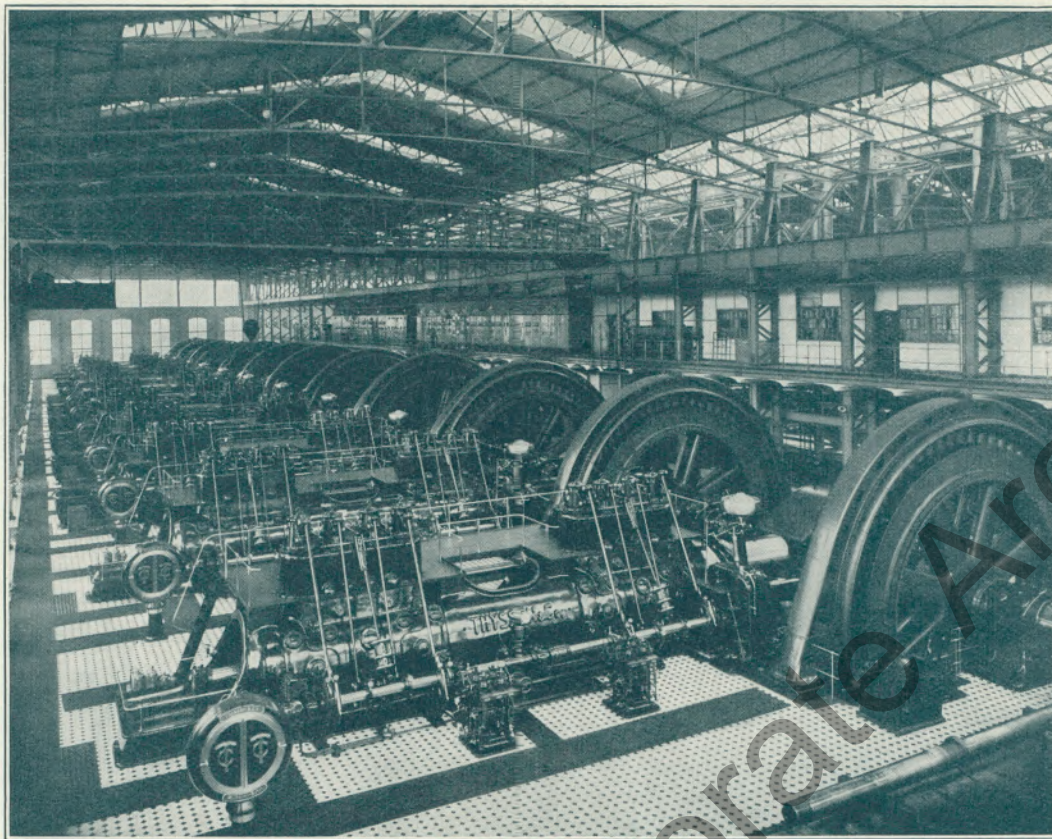
Neulich hatte ich das Vergnügen, mit einem Maler von Rang ein modernes Elektrizitätswerk zu besuchen. Ein Werksingenieur führte uns im Hinblick auf den seltenen Gast aus dem Reiche der Künste auch gründlich. Wir verfolgten den Weg der Kohle vom Lagerplatz über die Förderanlage zu den Bunkern, hörten sie von dort oben auf die Wanderröste herunterrutschen, sahen sie in den gewaltigen weißglühenden Gewölben der Hochleistungskessel verschwinden und fanden ihre Asche- und Schlackenreste im atemberaubend heißen Beobachtungsengang am Ende des Rostes wieder; hier warfen wir einen eiligen Blick hinunter in den Aschentrichter, der seinen Abschluß in einer Rieselspülung findet. Von dem fünfzehn Meter hohen Laufftieg über den Kesseln hatten wir einen Überblick über die gesamte Anlage; das Auge glitt an den grauen isolierten Hochdruckrohren entlang bis dorthin, wo sie den Dampf zum Turbinenhaus hinüberführten. Ein paar Mann Personal in sauberen Anzügen überwachten den Betrieb, d. h. lasen an selbstschreibenden Meßinstrumenten Kohle- und Wasserverbrauch, Dampferzeugung, Temperaturen, Rauchgaszusammensetzung ab; und hin und wieder griffen sie ein durch einen Druck auf einen Kontaktknopf, durch Verstellen eines Handrades.

Dann standen wir vor den Turbinen, die in mächtigen zylindrischen Gehäusen den drüben erzeugten Dampf verarbeiten und Stadt und Land mit Licht und Kraft versorgen. Nur das Summen der Maschinen, der Drehstromgeneratoren und der Umformer verriet dem Ohr, daß hinter dem blanken Glanzblech irgend etwas vor sich ging; und leise und locker aufsteigende Spuren eines Dampfschwadens meldeten, daß an den Wellendichtungen, in den Labyrinth, der Sperrdampf seine Pflicht erfüllte. Und vorn an der marmornen Schalttafel zitterten die Zeiger der Meßinstrumente und verkündeten dem Wärter Spannung, Leistungsfaktor und die Stromstärken, die jeder Kabelstrang der schaffenden Stadt draußen zuführte.

Als wir nach mehreren Stunden das Werk verließen, mit Eindrücken gesättigt, körperlich angestrengt, sagte der Maler: „Jrgendeine Schönheit liegt doch in solch einem Werk. Ich kann das natürlich noch nicht in Worte fassen. Das ist für uns eben etwas Neues. Wir kommen von der Natur her. Wir sehen in der Landschaft, in Baumgruppen, in der Wolkenbildung ungewollte Formen, wir finden in den Bewegungen eines Tierkörpers einen bestimmten Ausdruck, wir fühlen in der Gliederung des menschlichen Leibes eine Offenbarung des schöpferischen Lebens — für uns ist also die technische Schöpfung ein reines Zweckwerk...“

Hier unterbrach ich ihn: „Und darum kann es nach Ihrer Meinung niemals ein Kunstwerk sein, wenigstens nicht im überlieferten Sinne? Ich weiß, daß Sie zwischen Schöpfungen mit Eigenwert und Schöpfungen mit Fremdwert unterscheiden. Die eigenwertigen sind Kunstwerke, da sie eben nicht den Zweck haben, ein unmittelbares Bedürfnis des menschlichen Lebens zu erfüllen; die Zweckwerke aber, also alle unsere technischen Schöpfungen, erhalten ihren Wert durch einen Zweck, sie erhalten erst einen Sinn, wenn sie an eine Erfüllung in fremdem Dienst herangetragen werden. Aber wo ist die Grenze? Besitzt die tempeltragende dorische Säule Eigenwert oder Fremdwert? Ist sie also reines Kunstwerk oder zum Teil auch Zweckwerk? Ist die Brücke, die in mächtigem Eisenbetonbogen Schnellzüge über das Tal führt, nur Zweckwerk? Denn ein aufgeschütteter Erddamm würde dieselbe Aufgabe auch lösen.“

Jetzt hatte der andere ein: „Gewiß, diese Beispiele liegen auf der Grenze. Und ich gebe zu, daß unsere überlieferten Anschauungen noch aus einer Zeit stammen, als eine andere Umwelt die Begriffe schuf. Ich gebe zu, daß unser gewandeltes Leben mit früher nicht geahnten Lebensformen auch andere Kunstformen und demnach auch andere Definitionen suchen muß. Und wir wissen ja, daß die Jungen unter uns nach diesen neuen Formen leidenschaftlich suchen; denn so müssen wir



Alte Gasdynamohalle in der August-Thyssen-Hütte.
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)

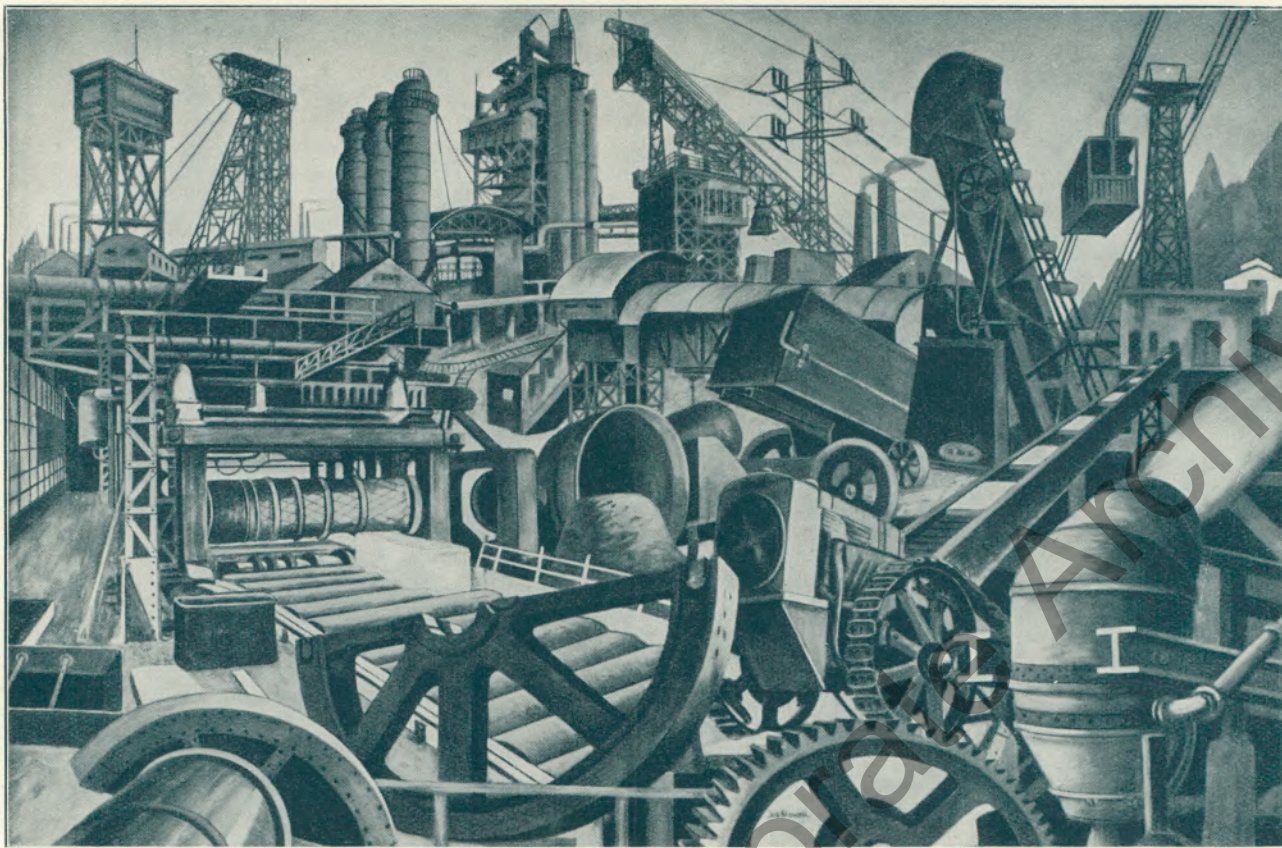
die jungen Revolutionäre in der Malerei, in der Plastik und auch in der Baukunst werten; ja auch in der Musik spüren wir es. Aber um auf die Maschinen zurückzukommen: diese Eisenbießer, die Turbinen, sind nach meiner Meinung durchaus Zweckwerke, vermutlich sogar höchst gefährliche; diese runden Zylinder, dann ein paar Rohre davor und drum herum, und vor allem das unheimliche Brummen und das leise Zittern des Bodens — ich verstehe nichts davon, aber das glaube ich Ihnen sagen zu können: diese Maschinen haben noch nicht die zu ihnen passende Form gefunden. Wenn Sie mir sagen, daß sie soundso viel tausend Kilowatt liefern, so muß ich das glauben; aber man sieht es ihnen nicht an. Bei der Lokomotive fühle ich das schon eher. Das drehende Rad, die schwingenden Stangen, die Bewegtheit der ganzen Masse, sogar der wehende Rauch über dem Zug, das alles spricht auch zu uns. Ich verlange von einem Kunstwerk eine gewisse Gliederung, eine Auflösung der Organe, die mir gestattet, den Aufbau und das Zusammenspiel zu überblicken, zu erkennen oder richtiger zu erfühlen; ich verlange, kurz und gut, einen klaren Organismus. Wo ist der bei den meisten Ihrer Maschinen? Z. B. bei der Turbine?"

Darauf konnte ich antworten: „Den menschlichen Körper finden Sie schön und Sie malen ihn, ohne wahrscheinlich genauere Kenntnis von den inneren Vorgängen des ganzen Werkes zu haben; oder wissen Sie, warum sich z. B. die Körpertemperatur um siebenunddreißig Grad herum ausbalanciert? Kennen Sie alle die Hunderte von verwickelten wärmetechnischen, chemischen und mechanischen Beziehungen, Umfegungen und Schaltungen, die in Nerven, Drüsen und Muskeln arbeiten? Es genügt Ihnen durchaus der Anblick der Erscheinung, die Proportion und Form der Glieder, die Farbe der Haut, des Haares, der Augen — Sie wissen aber nicht, ob ein Held oder ein Verbrecher oder ein Heiliger drinnen wohnt — und doch nehmen Sie den Menschen als Vorwurf für ein Kunstwerk. Und nun die Turbine! Ich will Ihnen sagen: Der Dampf saust mit Geschosßgeschwindigkeit

in einer hundertstel Sekunde in einer verwickelten schraubenähnlichen Kurve durch die Turbine hindurch, er fühlt sich dabei in dieser kurzen Zeit von vierhundert Grad auf vierzig Grad ab; die Räder drehen sich mit einer Umfangsgeschwindigkeit, die etwa fünfmal so groß ist wie unsere heutigen Flugzeuggeschwindigkeiten oder rund halb so groß wie die Erumdrehungsgeschwindigkeit; die durch Fliehkraft und Hitze in den Rädern hervorgerufenen Spannungen sind nicht weit von tausend Kilogramm auf das Quadratcentimeter entfernt; die zusammengebauten Teile sind mit einer Genauigkeit von Hundertsteln von Millimetern zusammengepaßt. In einer solchen Maschine steckt die Erfahrung von Generationen, der Mut von Helden, der Geist von Schöpfern, die Arbeit und damit das Brot von zehntausend Menschen. Die Maschine ist eine Kollektivschöpfung, während eine Plastik, ein Porträt, eine Sonate eine Individualschöpfung ist. Nun frage ich Sie: Gibt dem Beschauer der Anblick eines Rodin, eines Hodler mehr oder der Anblick einer arbeitenden Maschine, wenn er sich ihrer geistigen Herkunft aus Generationen und ihrer stofflichen Gestaltung durch zehntausend Hände erinnert?"

Er wartete schon, daß er wieder zu Worte kam: „Wir können diese beiden Fälle nicht miteinander vergleichen; Kollektiv- und Individualschöpfung, oder Fremdwert und Eigenwert, oder wie Sie auch unterteilen mögen, sind etwas grundsätzlich Verschiedenes; ich kann Ihnen darin nicht nachgeben. Aber eins sehe ich jetzt doch: Wenn wir die Maschine so betrachten, wie sie es verdient, wenn wir sie also überhaupt erst kennen, dann sehen wir auch mehr in ihr, als wir es bis heute tun konnten. Ich gebe wiederum zu, daß sie auch einen neuen Inhalt schuf; denn was Sie eben von der Maschine erzählten, ist ein ungeheurer Inhalt; und ich sehe, wir können nicht mehr an diesem Inhalt vorbeugehen.“

Erfreut konnte ich schließen: „Damit bin ich für heute zufrieden.“



Stahl und Eisen.

Wandgemälde von Josef Slovnik im Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde.
(Vgl. das im Jahrgang VIII, Heft 5, S. 6 veröffentlichte Bild des gleichen Künstlers.)

Gesellschaft und Wirtschaft.

Drei Querschnitte durch das
„Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde“ in Düsseldorf.

III.

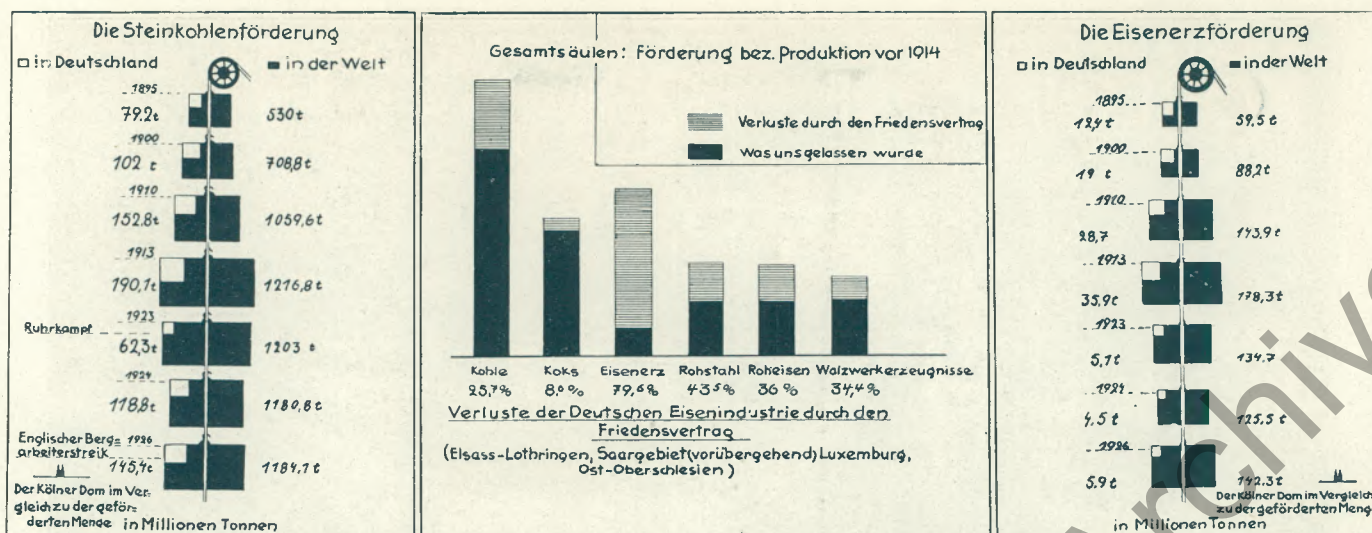
Stahl und Eisen. — Verkehrsmittel und Verkehrswege. — Was ist Rationalisierung? — Typung, Normung, wirtschaftliche Fertigung. — Zusammenschlußbewegungen. — Der Mensch in der Wirtschaft. — Arbeitslosigkeit als unvermeidliche Folge der Rationalisierung? — Verwaltungsreform!

Die Erzeugung, Verwertung und Verarbeitung, Verwendung der Nahrungs- und Genussmittel, die Landwirtschaft in allen ihren Teilen, die Lebensmittelindustrie, der Austausch von Volk zu Volk, von Staat zu Staat, von Land zu Land; die Ausnutzung der Bodenschätze, der Mineralien, ja der Kräfte, die im Wasser, in der Luft, im Äther verborgen sind, zum Nutzen der gesamten Menschheit; die Regelung des Absatzes, des Bedarfs, der Handel, der Verkehr — das alles ist „Wirtschaft“.

Je größer und schneller die Industrialisierung eines Landes fortschreitet, desto wichtiger und ernster ist das Problem der Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung.

Trotz der fundamentalen Bedeutung der Landwirtschaft als Erzeugerin der Nahrung, somit als natürlicher Erhalterin der Menschheit, hat sich im Laufe der Geschichte immer wieder erwiesen, daß die eisenindustriellen Länder letzten Endes den Vorrang über die rein oder hauptsächlich landwirtschaftlichen davongetragen haben. Gewiß steht grundsätzlich an erster Stelle für den Menschen die Nahrung — er kann ohne Eisen

leben, aber nicht ohne Nahrungsmittel. Aber um Nahrungsmittel erzeugen zu können, kann er nicht der Hilfe des Eisens entzogen werden. Je weiter er sich in seiner Gesellschaftsentwicklung von der Natur und ihren Bedingungen entfernte, je häufiger und umfangreicher die Zusammenschlüsse zu großen Gesellschaftsgruppen wurden, desto stärker wurde der Anspruch auf Lebensmittel, die die Natur von selbst nicht mehr in genügender Menge, zweckmäßiger Beschaffenheit und vor allem nicht an den Stellen bot, wo sie der Mensch in höchstgesteigerter Quantität und Qualität verlangte. Zur Erzeugung von Lebensmitteln braucht der Mensch Land, Boden, Raum, wie zum Wohnen. Das Land muß er gewinnen, erwerben, erhalten, verteidigen, um darauf und daraus leben zu können. Und kann er trotzdem nicht genügend Lebenserhaltungsmittel aus ihm herausziehen, so muß er neues geeignetes Land erwerben, muß es erkämpfen oder muß sich seine Nahrungsmittel eintauschen gegen andere Werte, muß sie von nahrungsmittel-erzeugenden Menschengruppen und Ländern beziehen und ihnen Dinge liefern, die nicht sie, wohl aber er erzeugen kann.



Die Steinkohlen- und Eisenerzförderung vor und nach dem Kriege und die Verluste der deutschen Eisenindustrie durch den Friedensvertrag.

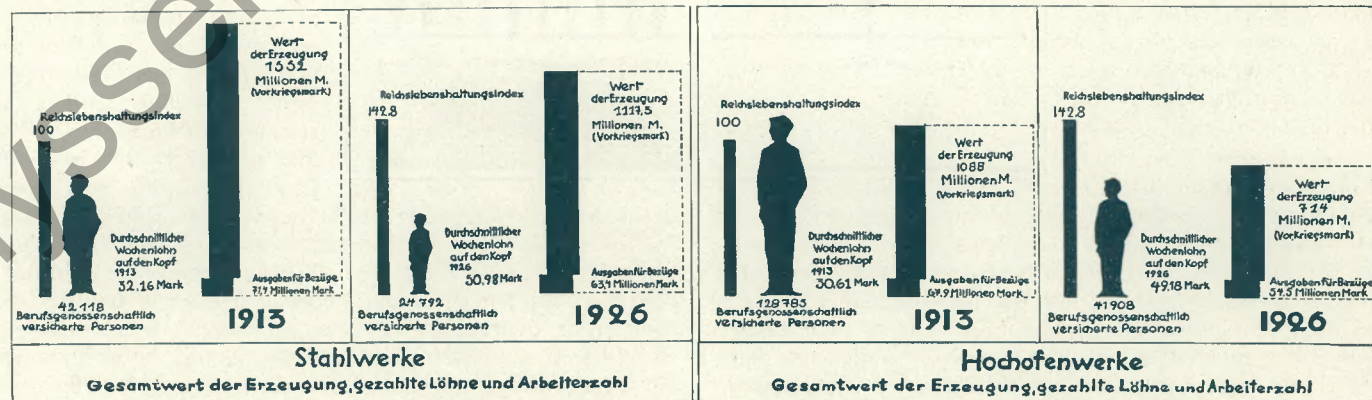
Kampf ums Dasein, oftmals im Kampf von Mann zu Mann, von Volk zu Volk, im Krieg gipfend, oft auch im friedlichen Austauschverkehr, in wetteifernder Arbeit. Und da ist das Eisen das Mittel. Niemand kann seiner entbehren: nicht der Krieger, nicht der Landmann, nicht der Bergmann, nicht der Handwerker, nicht der Kaufmann. Die Entwicklung von Handel und Verkehr, die der Gesamtwirtschaft beruht in größtem Ausmaße auf dem Eisen, die Macht und Geltung eines Volkes, eines Landes auf der Entwicklung seines Eisengewerbes. Darum ist in dem Museum für Wirtschaftskunde mit Recht der Eisenindustrie unter dem Titel „Stahl und Eisen“ eine besondere Bedeutung beigemessen.

Den Hauptplatz hat die Museumsleitung der Darstellung der schaffenden, eisenerzeugenden Industrie eingeräumt. An Hand von Modellen, Bildern, Statistiken wird der Beschauer in übersichtlicher und leichtverständlicher Weise in die Welt des Eisens und Stahls eingeführt und mit den wichtigsten wirtschaftlichen Gesichtspunkten vertraut gemacht. Das Eisenhüttenwesen wird an einer Reihe vorzüglicher Modelle, die die technische Entwicklung erkennen und verstehen lassen, gezeigt, wobei nur die großen Linien gegeben, technische Einzelheiten, die nur den Techniker angehen, den Laien aber nur verwirren können, vermieden sind. Da sieht man, wie die Eisengewinnung bei Negern und Indern in primitiver Form heute noch betrieben wird, und wie sie wohl die vorgeschichtlichen Menschen auf der Wende von der Stein- über die Bronze- zur Eisenzeit betrieben haben. Da sieht man nordische und bayrische Öfen, sieht den ersten Koksöfen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts; es reihen sich Modelle von Puddelöfen,

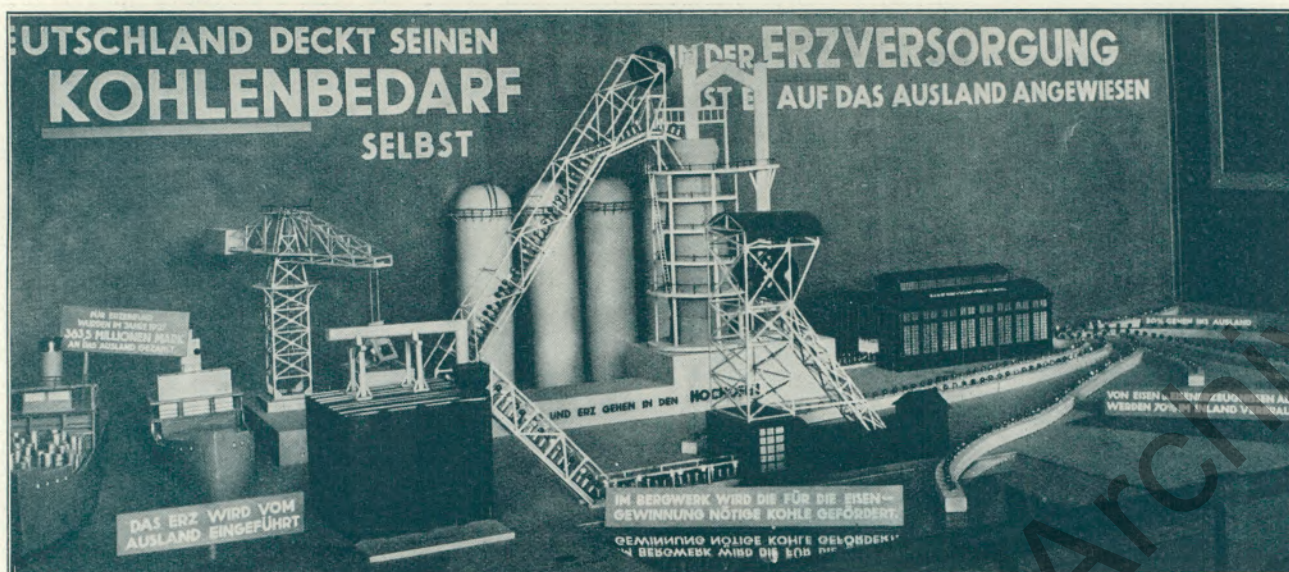
neuen Hochofen, von der Bessemerbirne, dem Siemens-Martin-Ofen, der Thomasbirne an; wir lernen einen Dampfhammer von 1840 kennen und stehen schließlich dem eindrucksvollen, leichtverständlichen Modell eines allermodernsten Hochofens mit Winderhitzern gegenüber.

Und nun das Rohmaterial, aus dem Eisen und Stahl erzeugt werden! Da fördert ein Paternosterwerk vor unseren Augen die Kohlen- und Eisenerz in Deutschland und in der Welt in den einzelnen Jahren der letzten Zeit, und ein Modell des Kölner Domes im gleichen Verhältnis läßt uns abschätzen, wie gewaltig diese Produktionen sind. Graphische Darstellungen schildern das Vorkommen und die Förderung von Kohlen und Erzen sowie den Kohlenverbrauch, statistische Angaben machen uns vertraut mit den Verlusten, die die deutsche Eisenindustrie durch den Versailler Friedensvertrag erlitten hat, Leuchttafeln lassen uns die Verteilung der Arbeiterschaft in Kohlengruben, in der Grobeisen- und Stahlindustrie, in den weiterverarbeitenden Industrien erkennen. Aber auch mit den Erzeugungswerten, mit den Löhnen, mit der Wertsteigerung durch Verarbeitung — z. B. der Eisenerzeugnisse vom Roheisen bis zum Edlstahl und zu Walzwerkzeugnissen — werden wir vertraut gemacht.

Aus der Fülle der lehrreichen Darbietungen seien zwei noch besonders erwähnt. Ein großes Bewegungs- und Leuchtdiagramm schildert in außerordentlich eindrucksvoller Weise die Versorgung der deutschen Eisenhüttenindustrie mit Eisenerzen und Kohlen und zeigt uns, daß Deutschland seinen Kohlenbedarf selbst deckt, in seiner Erzversorgung aber auf Einfuhr aus dem Ausland angewiesen ist.



Die deutschen Stahlwerke und Hochöfenwerke vor und nach dem Kriege.



Kohle, Erz und Eisen.

Für Erzeinfuhr wurden im Jahre 1927 363,5 Millionen Mark an das Ausland gezahlt. Der Kohlebedarf konnte aus eigenen Hütten gedeckt werden. 70 Prozent der Eisenerzeugung wurden im Inland verbraucht.

Nur dann hat alle Arbeit der Menschen Zweck und Sinn, wenn die geschaffenen Werte oder Produkte in ständig fortgesetztem Austausch und Kreislauf den gesamten Beziehungen der Menschen untereinander dienstbar gemacht werden können. Austausch nicht nur der materiellen Werte, der konkreten, fassbaren Güter, sondern auch der abstrakten, der begrifflichen, geistigen, der Ideen und der schöpferischen Kräfte. Der Träger dieses Austausches, der Förderer dieses Kreislaufes ist der Verkehr. Und dieser Verkehr, wie er heute ist, wäre undenkbar ohne Eisen und Stahl, undenkbar wäre die Entwicklung der Gesamtwirtschaft ohne den Verkehr.

Eine gewaltige Menge menschlichen Erfindungsgeistes und technischen Fortschritts ist in der Entwicklung der Verkehrsmittel und Verkehrswege enthalten: vom ersten Pfad, den sich der Mensch durch den Urwald bahnte, bis zu den die Erde umspannenden Schienensträngen, den Dampflokomotiven, den Kabeln, den Telegraphennetzen, den Ozeandampfern, den Autos, den Flugzeugen und Luftschiffen. Wechselwirkend verlangte das Anwachsen der Volks- und Weltwirtschaft die Steigerung der Verkehrsmöglichkeiten — oder auch: die Vervollkommenung des Verkehrs ermöglichte erst die Entwicklung der Wirtschaft.

Die Darstellung, die das Museum dem Verkehr, seinen Mitteln und Wegen gegeben hat, ist äußerst interessant. Wir wissen, daß in industriellen Gegenden die Verkehrsanlagen, -möglichkeiten, -mittel viel, viel stärker sind und sein müssen als in industriearmen, also hauptsächlich landwirtschaftlichen, Gebieten. Daß aber der Unterschied so groß ist, wie uns im Museum eine Tafel über den Eisenbahnverkehr im Osten und Westen Deutschlands belehrt, das wußten wir wohl nicht oder konnten uns keine Vorstellung davon machen: auf 1 Kilometer Vollbahn im Osten des Reiches entfallen im Westen 4 1/2 Kilometer, auf 1 beförderte Person im Osten kommen im Westen 19 und

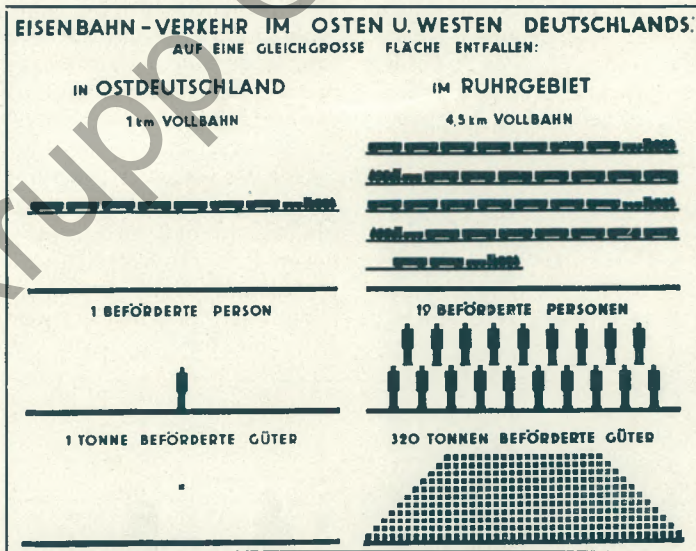
gar auf 1 Tonne im Osten nicht weniger als 320 Tonnen Güter im Westen!

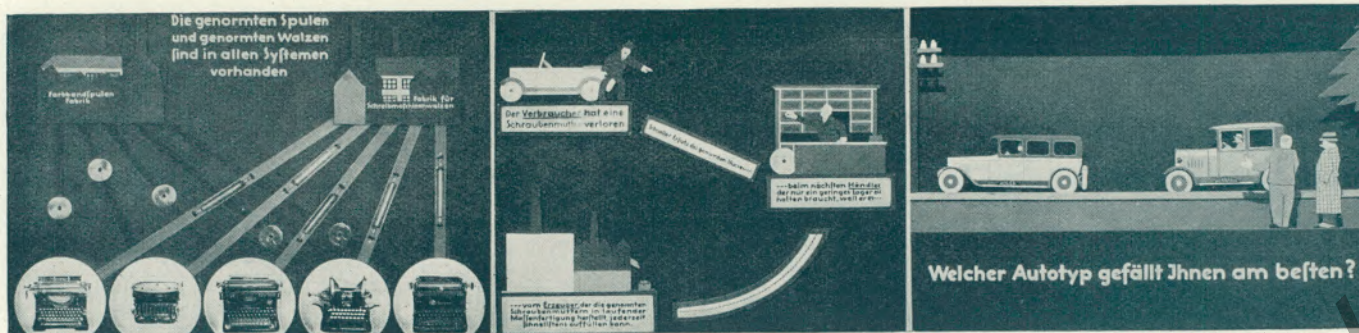
Auch das Nachrichtenwesen nimmt, entsprechend seiner Bedeutung, einen breiten Raum ein. Weltgeltung, Kulturstufe, Handel und Verkehr, Wirtschaft eines Volkes drücken sich in dem Umfang seines Briefverkehrs, in der Zahl der aufgegebenen Telegramme und in der Dichte seines Fernsprechnetzes aus. Dabei ist diese Form der Nachrichtenübermittlung heute noch hauptsächlich auf die Eisenbahn, die Schifffahrt und den Telegraphen angewiesen, aber von Tag zu Tag wachsen die Bedeutung und die Leistungsfähigkeit der drahtlosen Verständigung über größte Entfernungen. Auf dem Gebiete der Nachrichtenübermittlung zeigt sich das Streben nach einer höheren Geschwindigkeit am deutlichsten. Das beweist vor

allem die rapide Entwicklung Deutschlands im Funkverkehr im Laufe der letzten vier Jahre: 1924 gab es 1500, 1928 zwei Millionen Rundfunkteilnehmer! (Allerdings handelt es sich vorläufig dabei weniger um Nachrichtenverkehr als um Unterhaltungsrundfunk.)

Ein wichtiges Kapitel der Wirtschaft wird in der nun zu besuchenden Museumsabteilung behandelt: die deutsche Rationalisierungsbewegung. Was ist Rationalisierung? Schwer zu sagen, denn die Amerikaner, die romanischen Länder, Deutschland usw. legen sich, jeder für seine Verhältnisse, eine eigene

Erklärung zurecht. Die einen geben eine Zweckdefinition („Maßnahmen zur Steigerung des Nutzeffekts“), andere legen Wert auf die Methode („Arbeitsvorbereitung, Taylor- oder Ford-System“), wieder andere sehen darin die Zusammenfassung gleichgearteter oder zusammengehöriger Kräfte (Kartelle, Trusts, Konzerne), manche meinen, es handelt sich um Preislenkung, um Qualitätsverbesserung; — kurz, es gibt zahlreiche Auffassungen und Meinungen über den Begriff, die Aufgaben und die Wege der Rationalisierung. Das





Normung

ermöglicht rationelle Arbeitsteilung. Sie erhöht die Zahl der Massenerzeugnisse der Maschinenarbeit. Die Arbeitsvorbereitung ist nur einmal zu leisten und der ersparte Aufwand kann der Qualitätsverbesserung dienen.

Normung

dient den Herstellern durch Förderung der Massenfertigung, dem Handel durch Vergrößerung der Lagerhaltung, den Verbrauchern durch leichte Ersatzbeschaffung.

Typung

ist eine vorwiegend vom Erzeuger ausgehende Vereinheitlichung, bei der Bedürfnis, Wünsche und Geschmack der Käuferschichten getroffen werden müssen. Typung entsteht daher meist auf eigenes Risiko des Unternehmers, um für gleichartige Qualitätsprodukte Massenabsatz zu erzielen.

Reichscuratorium für Wirtschaftlichkeit, das sich die Förderung der Rationalisierung zur Aufgabe gesetzt hat, gibt für die Bewegung folgende Definition:

„Rationalisierung ist die Erfassung und Anwendung aller Mittel, die Technik und planmäßige Ordnung zur Hebung der Wirtschaftlichkeit bieten. Ihr Ziel ist: Steigerung des Volkswohlstandes durch Verbilligung, Vermehrung und Verbesserung der Güter.“

Am ersten kommt man vielleicht zu einer begrifflichen Erklärung, wenn man die sprachwissenschaftliche Ableitung des Wortes zugrunde legt, nämlich sein Herkommen von dem lateinischen Worte ratio = Vernunft, und annimmt, daß es sich bei der Rationalisierung um vernunftgemäß durchdachte wirtschaftliche Handlungen und Maßnahmen handelt, durch die bessere wirtschaftliche Erfolge erreicht werden sollen und können. Schließlich haben vielleicht die am ersten Recht, die sagen, Rationalisierung sei überhaupt nichts Neues, nur ein Schlagwort für das immer schon bestandene Streben nach Verbesserung, das im Wesen der Wirtschaft begründet liegt und sich auch in der kleinsten Privatwirtschaft stets geltend machte. So etwas Ähnliches ist auch auf einem Schriftplakat des Museums in einer kleinen Sondergruppe „Geschichte der Rationalisierung“ zu lesen.

Trotzdem — mag es sich um Neues oder Altes handeln —, es handelt sich jedenfalls um eine wirtschaftlich wichtige Angelegenheit von größter Bedeutung. Schließlich ist nichts absolut neu, aber die Formen und Forderungen der neuen Zeit, das Tempo der Weiterentwicklung verlangen neue, zweckentsprechende Maßnahmen. Und so muß man es dem Museum hoch anrechnen, daß es den Versuch gemacht hat, diese schwierige Frage zu lösen, oder doch, so gut es geht, gemeinverständlich darzustellen, eine gewisse Systematisierung der gesamten Rationalisierungsbewegung zu versuchen. Ohne eine kurze, klare Definition zu geben, hat es den Ausweg gewählt, die Abteflung in fünf Hauptgruppen zu gliedern.

Die Vereinheitlichung befaßt sich mit der Normung, den Lieferbedingungen und Prüfverfahren und mit der Typung.

Die Normung will erreichen, daß gewisse Normen auf gemeinsamen Vereinbarungen getroffen werden für Maße, Stoffe und Qualität.

Die Typung stellt sich die Aufgabe, industrielle Erzeugnisse, die in großen Mengen hergestellt werden und Verwendung finden, in feststehenden Maßen und nach einheitlichem Stil, also in ebenfalls feststehenden äußeren Formen, herzustellen, so daß sie ohne weiteres „passen“.

Daß der Einkauf und der Verkauf von Waren erleichtert und dem Käufer Garantien geboten werden, das ist der Zweck einheitlicher Lieferbedingungen und Prüfverfahren.

Wirtschaftliche Fertigung bedeutet Herstellung der Güter bei geringstem Aufwand durch beste Gestaltung der Arbeitsstätten, planmäßige Arbeitsvorbereitung, möglichste Ausnutzung der Energiequellen und Transport auf kürzestem Wege.

Die Zusammenschlußbewegung in der Industrie ist eine internationale Erscheinung; die Tendenz solcher Zusammenschlüsse von (gleichartigen) Unternehmungen ist nicht nur die Rentenerhöhung; es liegen vielmehr fast immer innere Zwangsgründe vor, wie Wachsen des Kapitalbedürfnisses oder der Risiken (z. B. für neue technische Versuche), die von dem Klein- oder Mittelbetrieb nicht mehr getragen werden können, Steigerung der fixen Kosten, die nach voller Ausnutzung drängen, und Steigerung der Produktionsfähigkeit. Diese Zusammenschlußbewegung erläutert das Museum an zwei populären Beispielen, an der F. & O. Farbenindustrie A.-G. und an der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.

Die vielerorts geäußerte Befürchtung, daß die Rationalisierung der Wirtschaft eine unerfreuliche und unerwünschte soziale Begleiterscheinung haben könnte: die Arbeitslosigkeit, hat sich nicht bewahrheitet.

Man erinnert sich sicherlich noch — um ein charakteristisches und stichhaltiges Beispiel anzuführen — der Vermutungen, die sich vor ungefähr drei Jahren an die Rationalisierungsbestrebungen der Vereinigten Stahlwerke und deren befürchtete Auswirkung auf den Arbeitsmarkt knüpften. Es kann und soll nicht verschwiegen werden, daß die Umstellung in der ersten Zeit auch eine sehr weitgehende Umschichtung der Arbeiter- und Angestelltenschaft bedingte, und daß in vielen Fällen Entlassungen unvermeidlich waren, vor allem, soweit bei völliger Stilllegung unrationell arbeitender Betriebsteile eine Übernahme der Arbeiterschaft auf die im Betrieb bleibenden Werke unmöglich war. Schon im Verlaufe der ersten neun Monate konnte aber die Zahl der Arbeiter auf den Zechen- und Hüttenwerken nicht unwesentlich vermehrt, die Zahl der Angestellten auf ungefähr der gleichen Höhe gehalten werden, während im zweiten und dritten Geschäftsjahr die Beschäftigungskurve nicht unerheblich anstieg.

Die greifbaren Erfolge der Rationalisierungsmaßnahmen aber zeigten sich vor allem in der Zunahme der Gesamtlohnsumme und der Steigerung der durchschnittlichen Monatsverdienste des einzelnen Arbeiters. Erhöhten sich diese schon im ersten Geschäftsjahr (14. Januar bis 30. September 1926) gegenüber einem Anwachsen der Arbeiterzahl von 9 % um fast 30 % (Gesamtlohnsumme)

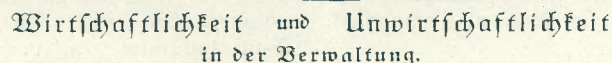
Die ganze Rationalisierungsbewegung hat den Zweck und muß ihn letzten Endes haben, der Menschheit und dem Einzelmenschen zu dienen. Das Museum prüft daher die wichtigen Fragen der Haushaltung, der Wirtschaftslegung und sinn-gemäßen Pflege der menschlichen Arbeitskraft, und stellt die Bemühungen dar, die auf Herbeiführung gesunder und wür-diger Arbeitsverhältnisse gerichtet sind.

Noch zu jung und auch zu un=
fangeich ist das Gebiet der Ratio=
nalisierung, um erschöpfend dargestellt zu werden. Es
wird auch niemals restlos geschehen können, denn täglich
tauchen neue Probleme, neue Aufgaben, neue Ziele auf.
Aber aufzuhalten
ist die Bewegung
selbst nicht. Sie
wird immer wieder
Wege suchen und
oft Wege zeigen zu
planmäßiger Ver=
besserung der Pro=
duktion, des Ver=
brauchs und der
Verteilung der Gü=
ter zur Hebung der
Lebenshaltung.

sozialpolitische Darstellungen. Wir alle wissen oder empfinden, daß die Verwaltung unseres Vaterlandes reformbedürftig ist, daß sie mit der modernen Entwicklung nicht Schritt gehalten, daß sie viel zu kompliziert ist. Oder, wie es im Museum ausge-

drückt ist: Reich, Länder und Kommunen müssen Musterbetriebe sein, sie müssen der Wirtschaft mit gutem Beispiel vorangehen! Ein plastischer Aufbau zeigt den Riesenverwaltungskörper, der der Träger und Ausführer der Verfassung ist, im Reich und in den Bundesstaaten. Einzeldarstellungen — die Gegenüberstellung der Verwaltung eines kleinen Bundesstaates und eines preussischen Landkreises, beide mit gleicher Einwohnerzahl — ergänzen das große Tableau und lassen erkennen, daß dieselbe Arbeit mit einem wesentlich geringeren Aufwand an Menschen und Kosten geleistet werden kann. Auch die geplante Neuein- und -aufteilung des Regierungsbezirkes Düsseldorf gibt uns eine Vorstellung von der Wichtigkeit und Notwendigkeit solcher Bestrebungen. Einige politische Tafeln, wie die, welche uns zeigt, wer alles seit der Revolution Minister war („wer nennt die Namen?“ — man kennt viele gar nicht mehr!), oder wie eine andere, die über die Stimmenabgabe durch Männer und Frauen bei der letzten Reichstagswahl interessante Aufschlüsse gibt, wollen wir uns nicht entgehen lassen. Ebensovienig wollen wir die Anregungen unbeachtet lassen, die zur Vereinfachung, zur Verbesserung der Hauswirtschaft dienen, wahrlich keine nebensächliche Angelegenheit, denn Frauen setzen im Laufe des Jahres 20 bis 30 Stunden. Da bedeutet die Ersparnis von einigen Tagen in jedem deutschen Haushalt, eine stattliche Summe des Volksvermögens.

Das ^oDüsseldorfer Museum für Gesellschafts- und Wirtschaftsfunde ist heute noch ein Anfang, aber ein hoffnungs- und entwicklungsreicher, ein tragsfähiger Unterbau, auf dem weitergebaut werden kann und wird. Wir wollen alle helfen, denn es geht uns alle, jeden persönlich an. Darum sollen alle hingehen, schauen und lernen, die mitten im Leben stehen und eintreten, die Heranzuziehenden, dem Volk,
D. B.



nicht zuletzt die, die in den Lebenskampf eintreten, die Heranwachsenden, damit sie wissen, was dem einzelnen, dem Volk, dem Vaterlande frommt.

D. B.

Der Brand der Cheopspyramide.

Roman von Hans Dominik.

[Alle Rechte vorbehalten. Copyright by Ernst Reils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig.]

(Schluß.)

„Wir wollen vierundzwanzig Stunden warten, Malte, ehe wir Schritte um Modeste tun!“ hatte Mette gesagt.

Iversen hatte eine schlaflose Nacht hinter sich, hatte vergeblich gehofft, Modeste würde zurückkehren. Am nächsten Morgen war er schon mit der Sonne aufgebrochen. Hatte alle Hotels in der Dase bei den Pyramiden besucht, nach Jolanthe von Karsküll gefragt.

Ein einziger Gedanke, der ihn beherrschte. Wo Jolanthe ist, muß auch Modeste sein. Indes vergeblich all sein Suchen.

Erwar nach Kairo gefahren. Dasselbe! Alle Hotels und Fremdenpensionen hatte er durchforscht, keine Spur von Jolanthe.

Ein paarmal hatte er auch vor dem Polizeigebäude gestanden, überlegt, ob er nicht die Hilfe der Behörden anrufen sollte. Immer wieder hatte er den Gedanken verworfen. Immer wieder war das Gesicht jenes Polizeibeamten, mit dem er gestern gesprochen, vor ihm aufgetaucht. Immer tiefer wurzelte der Verdacht in ihm, daß der hinter seinen leeren Reden die Wahrheit verbarg.

Die Hilfe des Konsulats in Anspruch nehmen? Überflüssig! Das würde sich ja auch nur der Polizei bedienen können.

Längst hatte die Sonne den Höchststand überschritten. Erschöpft stand Iversen im glühenden Sonnenbrande in der Hauptstraße von Kairo. Ausichtslos! ... Genug für heute! ... Seine Kräfte waren erschöpft.

Er winkte ein Auto herbei. Etieg ein. „Nach dem Splendid-Hotel!“

An einer Straßenkreuzung mußte der Wagen halten. Als die Passage wieder frei, sah er neben sich einen Privatwagen kurze Zeit mit dem seinen auf gleicher Höhe. Es war ein schweres, luxuriöses Gefährt. Unwillkürlich schaute er näher hin.

Jetzt sah er das Profil des Chauffeurs ... die Erinnerung an einen Tag, da er dasselbe Gesicht gesehen? ... Vergeblich grübelte er ...

Und doch! ... Besondere Umstände knüpften sich an die Bekanntschaft mit diesem Gesicht ...

Da! Jetzt mußte er's ... und im selben Augenblick auch, was sich damals damit verband ... die Dame, die damals darin fuhr ... Jolanthe ... in Madrid war's, in der Calle Alcantara ...

Er beugte sich vor zu seinem Fahrer. „Dem leeren Wagen da vor uns nach!“

Der andere fuhr in schnellem Tempo aus der Stadt heraus über die Nilbrücke und nahm die Route nach den Dasehotels. Sollte Jolanthe doch da draußen wohnen? ... Vielleicht unter anderem Namen? ...

Es fuhren viele Wagen in der Richtung der Dase. Gut für ihn! So war nicht zu befürchten, daß dem voranfahrenden Wagen seine Verfolgung auffiel.

Aber jetzt. Der bog noch vor der Dase in einen Seitenweg ab. Wo fuhr er hin? Der Weg führte auf den Nil zu. An dessen Ufer an dieser Stelle nur ein kleines Lustschlößchen der ägyptischen Königsfamilie. Kein anderes Ziel für den Wagen! Ihm folgen? ... Unmöglich! Er sprang auf, rief dem Chauffeur zu: „Splendid-Hotel! ... Schnell!“

Noch im Fahren warf er dem ein Geldstück zu, sprang heraus, eilte ins Hotel. War mit ein paar Sprüngen beim Fahrstuhl.

„Zum Dachgarten!“

Der Lift sauste in die Höhe. Iversen eilte an die Balustrade, kniff die Augen zusammen, schärfer zu sehen ... sah ...

Da fuhr der andere ... fuhr in das Tor des Schlößchens ein. Während Iversen noch überlegte, sah er, wie sich dort drüben das Tor hinter dem Wagen schloß.

Er überlegte scharf. War dieser Chauffeur noch in Jolantes Dienst, dann durfte er mit Sicherheit annehmen, daß Jolanthe dort im Schloß wohnte ...

Und Modeste ...?

Er vergaß alle Müdigkeit. Fieberhaft liefen seine Gedanken. Was weiter tun? ... Wie in jenes Schlößchen kommen? ...

Er erwog tausend Möglichkeiten und verwarf alle. Nur den einen Weg sah er: ein Boot nehmen, auf ihm den Nil hinabfahren und von der Wasserseite her unbemerkt Beobachtungen anstellen.

Eine halbe Stunde später trieb ein Boot — sein Insasse lag ausgestreckt unter dem Sonnensegel — langsam auf der trägen Flut den Fluß hinab ... an dem Schlößchen vorbei. —

Schon zum zweiten Male jetzt! Ganz vergeblich die erste Fahrt! Jetzt war das Boot wieder auf der Höhe des Schlosses angekommen, da warfen es die Bugwellen eines großen Sudandampfers, der stromaufwärts ging, aus seiner Fahrtrichtung. Vergeblich riß Iversen am Steuer. Die Wellen warfen ihn beinahe hart an die Raimauern des Schloßgartens.

Nur mit Mühe unterdrückte er einen kräftigen Fluch, der ihm auf den Lippen schwebte. Nun war es wieder vergeblich! Die hohe Raimauer verhinderte jeden Blick auf die Fenster des Baues. Jetzt trieb er unter den tiefhängenden Zweigen einer Tamariske hin. Da hörte er Stimmen von oben. Ein Mann und eine Frau im Gespräch. Sie mußten direkt über ihm an der Balustrade sitzen.

Die Stimme Jolantes! Er kannte sie von Biarritz her. Der Mann ...? Hatte er richtig verstanden? ... „Mein Prinz!“ redete sie ihn an?

Er griff in die Zweige der Tamariske, hielt das treibende Boot fest, lauschte aufmerksam.

Jetzt sprach Jolanthe wieder. „Schon zweimal versuchte ich mit ihr zu sprechen. Sie gibt mir keine Antwort. Weist mich ab. Mein Brief scheint bei ihren Freunden auch nicht genügend gewirkt zu haben. Das Polizeiamt meldete heute morgen, daß ein Herr aus Harders Gesellschaft dort schon gestern den Vorfall gemeldet und um Unterstützung gebeten habe.“

Ich weiß nicht, mein Prinz, ob Modeste ihren Sinn je ändern wird ...

„Wollen Sie damit etwa sagen, Jolanthe, daß wir sie zurückkehren lassen sollen? Niemals! Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Wir nehmen sie heute nacht mit nach Madrid.“

Das Weitere, was sie noch sprachen, blieb ihm größtenteils unverständlich. Sie redeten von Apparaten ... von einem Ibn Ezer ...

Nur der eine Gedanke in ihm: Wie hier unbemerkt fortkommen? Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Endlich hörte er, wie beide aufstanden, sich entfernten. Vorsichtig schob er sich an der Raimauer weiter, hielt sich so dicht wie möglich am Ufer im Schutze des Röhrchens. Erst eine Strecke flugabwärts wagte er es, zu den Rudern zu greifen. Mit raschen Schlägen trieb er zur Anlegestelle der Boote.

Zum zweiten Male war die Sonne gesunken. Modeste stand am Fenster, schaute durch das Gitter über die trüben Fluten des Nils.

Festbleiben! Sie hatte es sich zugeschworen. Keinen Schritt weichen! ... Nicht nachgeben! Sie konnte doch nicht ewig als Gefangene hier gehalten werden. So unmenschlich konnte Jolanthe nicht sein, die Schwester mit Gewalt zu der verhassten Ehe zu zwingen.

Ruhelos ging sie in dem Gemach auf und ab. Unberührt standen die Speisen auf dem Tisch, die ein Diener ihr brachte, um sie ebenso wieder abzutragen.

Die Stunden verrannen. Keine Müdigkeit wollte über sie kommen.

Da! Sie wandte den Kopf zum Fenster. Ein Geräusch ... ein Knacken von draußen. Sie lauschte. Es war still.

Jetzt wieder! Entschlossen sprang sie auf. Was konnte das sein? Sie öffnete das Fenster. Die Eisenstäbe verbogen! ... Ihr Mut wollte sie verlassen. Sie wollte schreien ...

„Still, Modeste! Keinen Laut! ...“

Beim Klang der Stimme prallte sie zurück. Hatte sie richtig gehört? Diese Stimme! ... Iversen? ...

Mit einem Sprung war sie am Fenster.

„Ich bin's! ... Iversen!“

Unmöglich, den zu erkennen. Doch, eine Hand streckte sich ihr entgegen. Sie ergriff sie, drückte sie.

Er war's.

Sie klammerte sich fest an seiner Hand, als wolle sie sie nie wieder loslassen. Mit Gewalt machte der sich frei.

Wieder krachten die Eisenstäbe, bogen sich, brachen aus der Mauer ... eine Öffnung, groß genug, sie durchzulassen.

Sie sprang auf die Fensterbank. Zwei Arme fingen sie auf, hielten sie sekundenlang fest umschlungen ... ein Mund flüsterte leise liebe Worte an ihr Ohr.

Die Kräfte verließen sie. Sie fühlte nur, wie starke Arme sie umfaßten, die Treppe hinabtrugen, sanft in ein Boot legten.

Der Garagenaufseher auf dem breiten Dach der Dependance eilte aus seiner Kabine. Ein später Ankömmling. Ein Gast, der im Privatflugzeug gekommen. Jetzt stand die Helikoptere noch fünfzig Meter über dem Dach, dann sank sie senkrecht nieder, knirschend setzten ihre Rufen auf den Kies. Ein einzelner Herr entstieg dem Flugzeug. Schritt zum Lift, der nach unten führte.

Harder und Mette saßen in ihrem Zimmer. Harder am Schreibtisch, griff manchmal zu einem Bleistift, entwarf ein paar Zahlen, ließ es dann wieder sein. Mette, eine Zeitung vor sich ... immer wieder entsank das Blatt ihrer Hand. Die Spannung der Erwartung ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder gingen ihre Augen zur Uhr. Schon die neunfte Stunde überschritten!

Harder sprang auf. Er schritt durch die offene Balkontür hinaus. Die Klänge der Abendmusik unten im Hotelgarten drangen rauschend durch die warme Nacht. Seine Augen glitten über den Nachthimmel. Nirgends das weiße Buglicht eines ankommenden Flugschiffes. Er hörte nicht, wie leise an die Zimmertür geklopft wurde.

Mette hatte es vernommen. Er? ... Wie gelähmt ihre Glieder, das Zeitungsblatt entfiel ihrer Hand. Dann war sie aufgesprungen, wollte zur Tür eilen ... da ging die auf. Er trat ein.

Einen Augenblick standen sie sich gegenüber, stumm. Er ergriff ihre Hand, hielt sie fest ... Mette ließ sie ihm, machte auch keinen Versuch, sich zu befreien, als er sie näher an sich zog, die Linke um ihre Schulter schlang, sie an seine Brust drückte ...

„Mette!“ Harder stand in der Balkontür, starrte mit aufgerissenen Augen auf das Bild vor ihm.

Die gab keine Antwort, grub ihren Kopf nur fester an die Brust des Mannes.

Fassungslos trat Harder auf sie zu ... „Mette ... Herr Eisenecker ...!“ Seine Lippen stammelten zusammenhanglose Worte.

Da hob gar Eisenecker den Kopf Mettes mit leisem Zwang in die Höhe, küßte sie auf den Mund.

„Nun dürfte wohl kein Zweifel mehr bestehen, Herr Generaldirektor ...!“

Jetzt hatte Harder begriffen. „Allerdings, Herr Eisenecker! ... Mette! ... Kein Zweifel mehr über die Tatsache, die sich vollzog, während ich minutenlang den Rücken wendete. Ihr werdet beide zugeben, daß das eine Überraschung für mich war, wie sie größer ...“

„Und schöner nicht gedacht werden konnte“, unterbrach ihn Mette, die sich frei gemacht und in ihres Vaters Arme geworfen hatte. —

Eine Stunde war vergangen ... viel zu schnell für die drei Glücklichen in dem Gemach. Zuviel hatten sie sich zu erzählen. Harder war in Erinnerung an längst vergessene Jugendtage ein paarmal aufgestanden, war auf den Balkon getreten, die allein zu lassen.

Jetzt bedeutete er Eisenecker, ihm auf den Balkon zu folgen. Flüsternd sprachen sie miteinander. Harder horchte hoch auf. Seine Augen bligten.

„Wir müssen die Koffer packen, Mette!“ rief er in das Zimmer; „ich ahnte richtig! ... Nein, bleib hier, ich selbst will alles ordnen. Du ... ihr könnt Abschied nehmen ...“

Er wollte zur Tür schreiten, da wurde sie aufgerissen. Iversen stürzte mit lautem Jubelgeschrei in das Zimmer, zog Modeste am Arm hinter sich her.

„Da ist er, der Ausreißer! Ich habe ihn gefunden!“

Die im Zimmer standen einen Augenblick sprachlos. Dann, ein wirres Durcheinander, Fragen, Antworten ... Weinen, Lachen ... unmöglich für Malte, den genauen Hergang der Befreiung zu schildern. Keiner wunderte sich auch, als er jetzt Modeste in seine Arme schloß und der Errötenden einen lauten Kuß auf die Lippen drückte.

Harder der erste, der den Bann des frohen Augenblicks von sich schüttelte. Wie ein Inquisitor nahm er Modeste gewaltsam beim Arm, ließ sie sich auf einen Stuhl setzen, setzte sich ihr gegenüber, fragte sie aus. Tauschte dabei mehrmals Blicke mit Eisenecker, dessen Mienen, je weiter Modeste sprach, immer finsterner wurden.

„Genug, genug, Vater!“ rief Mette endlich; „siehst du nicht, wie die arme Modeste immer blässer, müder wird? Nach soviel Schrecklichem, was sie erlebt, muß doch dein Inquirieren sie foltern!“ Sie eilte auf Modeste zu, hob sie auf, legte sie in Maltes Arme. „Hier, du Ärmste, dein Retter auch dein bester Arzt.“

Harder war mit Eisenecker zur Seite getreten, sprach mit ihm. „Zwölf Warnums! ... Sie haben gut von mir gelernt“, setzte er in bitterem Tone hinzu. „Aber Sie ... Sie werden ihren sauberen Plan zum Scheitern bringen ... keinen Augenblick gilt's jetzt zu verlieren ... was Sie tun wollen, tun Sie's sofort!“

Der trat auf Mette zu, stand einen Augenblick allein mit ihr, küßte sie, ging. —

Zur Verwunderung des Garagenwärters stieg der erst kürzlich gekommene Hotelgast schon jetzt wieder, mitten in der Nacht, in sein Fahrzeug, flog fort.

Daß eine halbe Stunde später Harder und seine Angehörigen das Hotel im Flugzeug verließen, nahm ihn nicht weiter wunder. Sie waren ja schon länger hier. Auch zogen es viele Passagiere vor, bei sternklarem Himmel die Reise zur Nacht zu machen, benutzten je nach Laune die bequemen Rabinen zum Schlafen.



Lichtbild: Gebicke-Winterer.

Flucht nach Ägypten.

Gemälde von P. Plontke.

In der Ausstellung „Deutsche Kunst Düsseldorf 1928“ von der „Industriespende“ angekauft.

Hätte der Garagenwärter sich nicht gleich wieder in seine Kojе zurückgezogen, hätte er wohl mit einem scharfen Nachtglas sehen können, wie jener zuerst abgeflogene einzelne Gast sein Flugzeug zunächst in große Höhen trieb, dann in engen Spiralen über der Cheopspyramide niederging, bis er ungefähr in Höhe der Pyramiden Spitze stand, einen kurzen Augenblick in dieser Stellung verweilte — ein Gegenstand wurde über Bord geworfen —, dann wieder höher ging, nach Westen weiterflog.

Eisenecker, der darin saß, gab jetzt ein paar Wellen. Die Antwort folgte sofort. Er griff zum Steuer. Das Flugzeug ging bald rechts, bald links, bald nach oben, bald nach unten, suchte anpeilend das große Flugschiff Harders, von dem ununterbrochen gesendet wurde.

Jetzt sah er die grüne Steuerbordlaterne blinken. Dann war er neben dem Schiff, das sich durch seine Hubschrauben fest an einer Stelle in der Luft hielt. Er legte sein Flugzeug mit ein paar geschickten Steuerwendungen daneben, warf die Helikopterschrauben aus, rief Harder ein paar Worte zu ... einen Gruß für Mette ... flog dann in rasendem Flug weiter nach Westen.

Nur Mette, die ihm von der Backbordseite nachsah, bis er verschwunden. Die anderen standen an der Steuerbordseite starrten mit Nachtgläsern zu den Pyramiden.

Im Altariksaal des Madrider Schlosses eine kleine Gruppe von Militärs. Höhere Offiziere. Darunter der Kalif selbst und Fürst Iraklis. Hinter einem Projektionsapparat ein Adjutant, der Bilder von den gesprengten Depots und Arsenalen auf die Leinwand warf.

„Pamplona!“ meldete er jetzt.

„Ah!“ Der Kalif, der zur Verwunderung der Generale bisher auffällig wenig Interesse für die furchtbaren Bilder der Zerstörung, Vernichtung von unermesslichen Werten gezeigt hatte, trat einen Schritt näher an die Leinwand heran, betrachtete sie mit unerböhltem Interesse.

Seine Lippen bewegten sich ... murmelten ... formten Worte.

„Das ist ... übersteigt jede Vorstellung.“ Er drehte sich zu den anderen um, wies mit der Hand auf das Bild. „Diese Kasematten ... mit den modernsten Abwehrmitteln geschützt, selbst für schwerste Bombenabwürfe unverlegbar ... kein Sprengmittel, das ihnen was anhaben könnte, hier“, er deutete wieder hin, „ein einziges Trümmerfeld. Bis in ihre tiefsten Tiefen hat die Zerstörung sich ausgewirkt.“

Solche Wirkungen dieser unbekannten Waffe! Niemand hätte das für möglich gehalten.

Welche Aussichten!“

Seine Worte, mit ruhiger, fester Stimme gesprochen, nichts darin, was auf Schrecken, Angst deutete. Die Generale nickten nur stumm. Die Ruhe, mit der Abdurrrhaman gesprochen, wirkte geradezu beunruhigend auf sie. Sie dachten im stillen an die starke Erregung, die durch diese Ereignisse im maurischen Heere entstanden war. Bis in die entlegensten Garnisonen war trotz aller Vorsicht schon das Gerücht gedrungen, hatte die Tatsache entstellt, vergrößert weitergegeben. Wiederholten sich derartige Dinge, war eine Lockerung der Disziplin unausbleiblich.

Der Kalif hatte indessen ein paar Worte mit dem Fürsten Iraklis gewechselt, wendete sich jetzt zu den anderen.

„Meine Herren! Mein Interesse galt besonders diesen letzten Bildern. Doch nicht allein deshalb ließ ich Sie rufen.“

Sie werden von mir wohl Befehle erwarten, die einer Wiederholung derartiger Verbrechen steuern. Doch nicht jetzt. Ich erwarte Sie in drei Stunden wieder. Ich werde Ihnen dann Aufschlüsse geben, die“ — ein leichtes Lächeln flog über seine Züge — „ganz sicher geeignet sind, allen Kleinmut zu zerstreuen, den ich hinter Ihren Mienen sehe.“

Mit einem leichten Gruß entfernte er sich in Begleitung des Fürsten Iraklis. —

In seinem Arbeitszimmer angekommen, zog Abdurrrhaman einen Zettel mit einer Funkdepesche aus der Tasche. Trat in den Schein einer Ampel, las ...

„Alle zwölf Apparate fertig ... jeder erprobt, teilweise schon verpackt, bald werden wir fahren!“

„Jetzt kann ich's wagen! Jetzt will ich es!“

Er ging zum Schreibtisch, holte das Schriftstück, das er damals mit Jolante entworfen, überslog es noch einmal ... ein unbeschreibliches Triumphgefühl in ihm.

„Doch wird es so leicht sein, Verbindung mit jenen zu bekommen?“ unterbrach ihn der Fürst Iraklis.

„Das ist doch sicher, daß sie, wenn sie nicht selbst senden oder ihre geheimen Nachrichten empfangen, ihren Apparat auf die Welle des Kriegsministeriums einstellen, um unsere Anordnungen zu hören. Immerhin — du hast recht — könnte es länger dauern, als uns lieb ist“, versetzte der Kalif.

Fürst Iraklis trat zum Sender ... hatten die auf Welle Kriegsministerium eingestellt? ... Er rief ... rief wieder und wieder.

Keine Antwort!

Die Zeit verrann. Keiner wagte es, aufzustehen ... herauszugehen. Ihre Ungeduld wurde immer größer, je länger es dauerte.

Ha! ... Endlich! ... Es war gelungen. Gut! ... Gut!

Jene hörten.

Gonzales selbst am Apparat! Der Fürst Iraklis wollte den Brief an ihn verlesen. Abdurrrhaman riß ihm das Schriftstück aus der Hand.

„Ich selbst! Meine Stimme soll's ihnen künden!“

Langsam, jedes Wort, jeden Satz schwer betonend, las er, was dort stand.

„Ihr habt meinen Befehl gehört?“

„Wir haben deine Worte gehört, Abdurrrhaman.“ Die Stimme Gonzales' gab die Antwort.

„Und ihr werdet gehorchen?“

„Wir haben deine Worte gehört, Abdurrrhaman. Weiter habe ich dir nichts zu sagen.“

Der Kalif legte den Hörer aus der Hand. Seine Augen funkelten in stolzem Triumph.

„Sie können es anscheinend nicht fassen! ... Wollen sich bedenken. Ha! ... Vergeblich ... sie müssen gehorchen! Müssen es!“

Doch sie mögen sich beeilen, meine Geduld nicht auf zu harte Probe stellen! Ich möchte sie bald verloren haben! Und wären sie gar unglaublich, wollten, könnten es nicht glauben — Paris morgen ein zweites Warnum! Fast wünschte ich, daß es so käme! Bei mir ist jetzt die größere Macht!“

Er legte die Hände auf die Schultern des Fürsten Iraklis.

„Murad! Gab es je eine Stunde in meinem Leben, in der ich glücklich war, so ist es diese ... Jolante! Ich will versuchen, sie zu sprechen ... ihre Welle! Fürst, stellen Sie ein!“

Er nahm den Hörer aus Ohr.

Was war das? Was klang da aus dem Hörer? ... Verworrene Geräusche ... Schreie ...

Er raffte sich zusammen, rief.

„Jolante!“ Immer wieder den Namen.

Niemand! ... Keine Antwort ... doch immer noch das Getöse, das verworrene Rufen in dem Hörer ... Hilfeschreie jetzt sogar!

Seine Hand ging zu dem Fürsten, klammerte sich an den.

„Ein Unglück geschehen? ... Was ist das?“

Sein Gesicht war bleich geworden, ein leises Zittern in seiner Stimme. Mit bebender Hand nahm er den Hörer aus Ohr.

„Abdurhaman! ... Abdurhaman! ...“ Eine fremde, heifere Stimme schrie seinen Namen. Wer das? Jetzt wieder der Name, dieselbe Stimme, die ihn sprach. Die Stimme eines Menschen, einer Frau in höchster Todesnot!

Seine Augen öffneten sich weit. Er wollte fragen, die Lippen gehorchten nicht ...

Jetzt immer wieder: „Abdurhaman! ... Abdurhaman!“

Mit Gewalt zwang er seine Stimme ... rief zurück.

„Wer ist da? ... Wer ist es, der mich ruft? ... Wer? ...“

„Du? ... Du? ... Jolanthe? ... Du bist das, Jolanthe?“

Was ist's mit dir ... sprich ... ein Wort ...!“

Die sprach jetzt. Nur wenige Worte waren es.

„Die Cheopspyramide brennt! ... Alles vernichtet!“

„Die ... Cheopspyramide ... brennt!“ Der Schrei eines Wahnsinnigen ... der Hörer entsank seiner Hand. Wie ein gefälltter Baum stürzte Abdurhaman zu Boden.

Wie ein riesiger dunkler Vogel hing die Nacht des Generaldirektors Harder unbeweglich in einer Höhe von zweitausend Meter unter dem schimmernden Firmament. Eine klare, wolkenlose Nacht. Durch die scharfen Gläser sahen sie den Schein der elektrischen Starklichter der Hotels am Nil.

Wie kleine leuchtende Pünktchen hier und da die Lagerfeuer des Truppenkorps um die Pyramiden. Die Feuer flammten jetzt heller auf ... Lichter wurden entzündet ... Jackeln glühten und bewegten sich hin und her. Der weite Ring des Lagers alarmiert ... in wildem Durcheinander. —

Da, wo der Kordon der großen Pyramide am nächsten, zog er sich auseinander. Die Lichter flohen nach beiden Seiten hin.

Noch stärker wurde da jetzt das Dunkel. Auch das Mondlicht war auf seiner Wanderung nach Westen hinter die Nordostkante der Pyramide getreten. Die Nordfläche der Cheopspyramide ... der Eingang dort zur Kammer lag in tiefem Schatten.

Die laute Stimme Harders ...

„Da! ... Da! Seht hin! Am Fuße ... beim Eingang ... ein schwacher, rotglühender Schein!“

Sie suchten alle. Nun sahen sie es auch. Wie gebannt starrten sie auf den sonderbaren Fleck, der größer und größer zu werden schien. Je mehr er wuchs, desto heller wurde er. Jetzt schimmerte er in hellem Gelb. Wuchs dabei immer weiter.

Jetzt ... er hatte sich schon um den Eingang herumgefressen. Deutlich hob sich aus dem schimmernden Glast die dunkle Röhre des Ganges ab, der ins Innere der Pyramide führte.

Und als wenn das Feuer aus sich selbst heraus größere Kraft schöpfte ... die helle, leuchtende Fläche dehnte sich mit

immer größerer Schnelligkeit aus ... erreichte nun die Kanten zu beiden Seiten. Ergoß sich an einzelnen Stellen darüber hinweg ... die feurigen Zungen flossen zusammen, vereinigten sich. Immer schneller griff der Brand um sich ... erreichte endlich die Spitze der Pyramide.

Raum, daß sie's noch sahen ... geblendet von dem übermächtigen Glanz, schlossen sie die mißhandelten Augen, deckten sie mit den Händen.

Erst jetzt faßten ihre Sinne dies ganze ungeheuerliche Schauspiel ... erst jetzt begann die Wucht dieser größten Tragödie des Jahrtausends alten Bauwerks auf sie zu wirken.

Überwältigt von dem Erschauten, erschüttert bis in die innersten Tiefen ihrer Seele, verharrten sie so.

Jensen schaute auf. Um ihn herum alles taghell wie im stärksten Sonnenschein. Behutsam machte er sich von den Armen Modestes frei, die sich an ihn geklammert. Ging zu Harder, der am Bug stand. Der reichte ihm ein geschwärztes Glas.

„Schaufest du das?“ Er deutete zur Seite, zur Nase.

Neuer Schrecken! Das Splendid-Hotel, den Pyramiden am nächsten ... seine Südseite brannte schon in hellen Flammen. Wehe denen, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten!

Über die große Nilbrücke ein doppelter Strom von Kraftwagen, Fahrzeugen aller Art in rasender Hast. Immer neue Kolonnen von Kairo her, das sie wie im hellen Sonnenglanze in allen Einzelheiten klar vor sich sahen. Deutlich konnte man in den taghell erleuchteten Straßen der Stadt ein wirres Durcheinander auf-



Die Cheopspyramiden bei Giseh.

Im Vordergrund der Nil, im Hintergrunde die Ausläufer der Libyschen Wüste. Luftbildaufnahme aus 4000 Meter Höhe.

geregter Menschenmassen sehen. — Ein kühler Luftzug strömte über sie hinweg. Wurde stärker, wurde Sturm. Man sah, wie er den Brand immer gewaltiger entfachte ...

Die Nacht begann leise zu schaukeln. Die Bewegung wurde immer stärker. Nur mit Mühe hielten die tausenden Schrauben das Schiff an seinem Ort.

Der Führer der Nacht trat jetzt auf Harder zu.

„Wir müssen weiterfliegen oder in größere Höhen gehen. Die Propeller vermögen nicht länger dem wachsenden Sturm Widerstand zu leisten.“

Harder ließ noch einmal den Blick über das schaurige Bild da unten gleiten.

„Fort von hier! Nehmen Sie kürzesten Kurs auf Rom!“

Die Propeller sprangen an. Die Nacht stieg in steilem Flug in die Höhe. — Der Brand schien zurückzuweichen. Und je weiter er wich, desto freier wurden sie von dem Bann, in den das Ungeheuer sie geschlagen. Ihre Zungen lösten sich. Sie fanden die Kraft wieder zur Sprache.

Die Luken der Nacht wurden dichtgemacht. Das Schiff stieg eine Meile höher, jagte mit hundert Meter in der Sekunde durch die verdünnte Atmosphäre nach Nordwesten.

Sie standen am Heck des Schiffes. Längst hätte das glühende Dreieck der brennenden Pyramide unter die Kämme sinken müssen . . .

„Über! . . . Was war da? . . . Die Pyramide schien in den Himmel zu wachsen . . .“

„War's ein Spiegelbild? . . .“

„Glühender Wüstenand!“ schrie Harder; „Sand, den der rasende Verbrennungswind da zusammenträgt . . . über dem glühenden Herd in die Höhe reißt!“ —

Die Küste Kretas vor ihnen. Noch immer hinter ihnen der Glutschein im Südosten.

Harder versuchte, den Bordsender arbeiten zu lassen. Unmöglich. Keine Verbindung zu bekommen. Der Äther erfüllt von Tausenden von Funkdepeschen. Auf allen Wellenlängen schwirrte es um den ganzen Erdball hin und her. —

Die Menschheit in allen fünf Erdteilen Neugier. Die ersten Nachrichten waren blitzschnell bis in die fernsten Erdwinkel gedrungen. Jeder wollte weiteres über die Katastrophe hören. Alle Stationen, von der größten bis zur kleinsten, in fieberhafter Arbeit . . . die Überzahl der Depeschen machte jede Verständigung unmöglich.

„Endlich — es ist kaum zu glauben — sind die würdigen Häupter der europäischen Staatsweisheit sich doch noch einig geworden. Nach dem wenig versprechenden Anfang hatte ich schon geglaubt, vor Jahresende würde das frohe Ereignis nicht zu erwarten sein.“ Harder sprach es, während er in Begleitung Eiseneckers die große Freitreppe des Berner Parlamentsgebäudes hinabstieg.

„Ich bewundere Sie, mein lieber Harder, offen gestanden, das hätte Ihnen so leicht keiner nachgemacht. Die Art, wie Sie mit jenen da umgingen, in den Ausschüssen unsere Sache vertraten . . . das war großartig.“

„Nichts zu sagen . . . Routine . . . wenn Sie einmal so viele Aufsichtsratsversammlungen geleitet haben wie ich, können Sie's auch.“

Sie waren an ihren Kraftwagen gekommen. Harder warf mit einem erleichternden „Uff!“ die schwere Aktenmappe auf den Vorderstoß.

„Zum Flugplatz!“ . . . Sie stiegen ein.

Eine halbe Stunde später saßen sie in Harders Flugschiff. Eisenecker stellte den Empfänger ein. Die Berner Welle. Er glaubte zu sehen, zu fühlen, wie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang, immer wieder von Bern gesunkt, durch den Äther eilte. Dazwischen die unzähligen Funkdepeschen der Reporter. —

Harder-Eisenecker! Das Programm angenommen! —

Millionen, die jetzt die Nachricht hörten . . . lasen . . . verschlangen. Die Bedeutung, die in dem kurzen Sinn lag, für Europa, die Welt von den gewaltigsten Folgen. Träume verwirklicht, die schon seit Jahrzehnten die Menschheit geträumt.

Durch ihn! Die Millionen, die die Nachricht lasen, darüber sprachen — überall sein Name! Während seines kurzen Aufenthaltes in Bern war er absichtlich im Hintergrunde geblieben, hatte alle Verhandlungen durch Harder führen lassen. Trotzdem ständig ein Heer von Reportern an seinen Fersen. Immer wieder ihre Objektive auf ihn gerichtet, die sein Bild um den Erdball funkten.

Für ewige Zeiten an seinen Namen geknüpft der Anfang einer neuen Epoche!

„Ich versuchte mit Mette zu sprechen, der Empfang ist schlecht, die Luft ist verseucht von diesen unzähligen Depeschen. Kaum, daß man die Berner Welle versteht. Die brachte eben nochmals den wesentlichen Inhalt unseres Programms, funkt jetzt einen Auszug aus den letzten Verhandlungen. Mette wird wohl am Hörer sein, wird so indirekt von unseren Erfolgen erfahren.“

Die Frage des letzten Punktes des Programms wird wohl, ich will lieber sagen, hoffentlich, sobald nicht entschieden werden. Nun . . . spätere Sorge. Vorläufig müssen sich Tausende von Händen regen, um die ersten Punkte durchzuführen. Sie, mein lieber Eisenecker, sind der Ansicht, daß eine Hochzeitsreise mit Mette der Mitarbeit dabei vorzuziehen wäre?“

Der lachte. „Würde ich Sie doch andernfalls eines Vergnügens berauben.“

„Vergnügen?“

„Ja, gewiß, Herr Harder. Es gibt wohl keinen Menschen in Europa, der so mit diesem Problem ver wachsen ist wie Sie. Ein Blick genügt, um zu sehen, wie alles in Ihnen fieberhaft, sich in die Arbeit zu stürzen, das Programm durchzuführen.“

„Nun, mein teurer Schwiegersohn, ein so reines Vergnügen dürfte das wohl nicht sein. Vergessen Sie nicht, daß ich noch eine kleine Nebenbeschäftigung habe . . . meine Riggers-Werke umstellen, wird auch viel Arbeit und Sorge kosten!“

Besonders unangenehm ist mir der Gedanke an die großen Entlassungen, die doch unvermeidlich sind . . . Unzählige brotlos, arbeitslos. Und das gerade, das Arbeitslos, das ist das Schwierigste, Bedenklichste. Für Brot ist ja gesorgt.“ Er zog aus seiner Mappe ein Schriftstück. „Punkt 2 des Programms hat da Vorsee getroffen.“

Er blätterte in dem Exposé und las: „ . . . Die neue Energie wird bis auf weiteres zu zwei Dritteln des alten Preises an die Verbraucher abgegeben. Die daraus resultierenden Einnahmen werden dazu verwandt werden, die durch die Umstellung brotlos Gewordenen auf Staatskosten zu erhalten.“ Ich glaube nicht, daß das allzu lange dauern wird. Unsere Produktion muß sich in Zukunft so billig gestalten, daß bald für Millionen Hände neue Arbeit da sein wird.

Punkt 1 ist allerdings sehr einfach. Jedes Land bekommt einen der Apparate. Die großen Leitungsnetze des Landes müssen zum Anschluß an diese Zentralknoten mehr oder weniger umgebaut werden.

Punkt 3 . . . da sollte wohl Ihre Hochzeitsreise Gelegenheit geben, einige Vorstudien zu machen. Nach Grönland. In Zukunft — nun, es mögen noch einige Jahre darüber hingehen — dürften Hochzeitsreisen nach Grönland mehr an der Tagesordnung sein. Wenn einmal aus Grönland wirklich das grüne Land geworden ist.“

Eisenecker nickte lächelnd. „Merkwürdig, daß einige Vertreter da Schwierigkeiten sahen. Zweifellos gehört Grönland zu Europa, und es ist doch mit unbedingter Sicherheit zu erwarten, daß sich unter den günstigen Lebensbedingungen, die Europa von jetzt ab haben wird, ein Menschenüberschuß ergeben muß, für den wir Neuland brauchen.“

„Um noch einmal auf die Ansprüche des Auslandes zu kommen,“ sprach Harder, „so dürfte uns ein gesunder Egoismus nicht verdacht werden. Es ist doch wohl menschlich begreiflich, wenn wir, das heißt Europa, die Früchte unserer Arbeit erst einmal eine Zeitlang allein genießen. Unseren Industrien, die in schwerem Kampfe mit den Weltindustrien stehen, Gelegenheit geben, neue Kräfte zu sammeln.“

Diese Forderungen einiger außereuropäischer Staaten, auch ihnen gleichzeitig die neue Energie dienstbar zu machen, kann ich nur als eine Anmaßung bezeichnen.“ —

Das Flugschiff hatte sich dem Berliner Hafen genähert und landete in den Riggers-Werken.

In der Harderschen Villa am Bismarckdamm. Die Nachrichten aus Bern lagen vor ihnen. Immer wieder lasen sie die Worte mit freudigen Gefühlen. Wie lange konnte es noch dauern, dann mußten die beiden zurück sein, Harder, Eisenecker.

„Da werden die Zeitungen was zu schreiben haben!“ rief Joverfen, ergriff eine, die vor ihm lag. „Die Überschriften sehe ich schon.“

Ah! ... Übrigens, hier las ich vorher: Von 2 bis 3 Uhr Funkenbilder aus aller Welt. Zum Schluß das Bild der Cheops-Pyramide in ihrer jetzigen Gestalt."

Er sah auf die Uhr. "Ich werde gleich einstellen: Bilder von dem Übergang der maurischen Truppen über die Meerenge." Das Zimmer verdunkelte sich, der Schirm leuchtete auf.

Ah! Der Fels von Gibraltar. Deutlich und plastisch die alte Felsenfestung auf der rechten Seite des Bildes. Davor die breite Meerenge, am Horizont die Silhouette von Ceuta. Da zog es hinüber und herüber, eine unendliche Kette von Transportschiffen, beladen mit Menschen und Tieren ...

Das Bild wechselte. Ein Kai, an dem Schiffe festgemacht. Ein Gewimmel von Soldaten in den typischen maurischen Uniformen.

Wieder wechselte das Bild. Eine Nahaufnahme schien's. Ein Flugschiff ... zwei Männer traten heran. Prinz Ahmed Suad und Fürst Iraklis ...

Iversen, der den Apparat bediente, wandte sich nach Modeste um, vergaß ganz, daß er in dem Dunkel nichts sehen konnte.

Seine Hand drehte den Knopf. Versehentlich erwischte er die Berner Welle, die Filmaufnahmen gab. Vor ihnen der weite Saal mit dem Gewimmel der Abgeordneten. Schon wollte er weiterdrehen, da ... man konnte ihn deutlich erkennen ... Eisenecker trat ein.

Hunderte von Armen regten sich im Händeklatschen beim Anblick dessen, der Europa die neue Zeit brachte. Die deutschen Vertreter waren aufgesprungen, winkten mit Tüchern und Händen, jubelten dem großen Landsmann laut zu.

Und dann verfolgten sie die Verhandlungen mit gespanntester Aufmerksamkeit bis zum Schluß.

Der Schirm wurde dunkel. Ein neues Bild.

Kairo, der Nil! Und jetzt ... die Pyramiden! Das Objektiv rückte näher heran, konzentrierte das Bild auf die Cheops-Pyramide. Man wußte ja schon aus den Zeitungsberichten, wie es ungefähr aussah, doch erst das lebendige Bild vermittelte den rechten Eindruck.

Da stand das uralte Bauwerk. Unverändert in seiner Gestalt.

Jetzt rückte das Objektiv noch näher. Und da, da konnte man sehen, wie die Glut der entfesselten Energie die Pyramide doch verändert.

Wie Cheops, der große Pharao, sie einst gebaut, so war sie jetzt wieder erstanden.

Die Flächen in schimmernder, spiegelnder Glätte. Ein unerklärlicher Glasberg. Was die Jahrtausende dem riesigen Bauwerk geraubt, der vierundzwanzigstündige Brand hatte es ihm wiedergegeben. In seiner Glut war die äußerste Schicht zum Schmelzen gekommen, hatte die treppenartigen Vorsprünge überflossen und die ursprüngliche Form in voller Reinheit wiederhergestellt.

Der Brand der Cheops-Pyramide! ... Die Worte unglaublich, unfassbar! Seit jener Nacht Weltgespräch! ... Millionen, die es nicht glauben konnten, wollten. Brennender Granit?! ... Undenkbar! Dem einfachen Menschenverstand unfassbar! Jetzt Millionen Augen, die das Bild sahen.

In neuer und doch ursprünglicher Form stand der riesige Königsbau. Nicht zerstört durch den Brand, sondern geläutert zu neuem, vieltausendjährigem Kampf gegen die Zeit. Das gigantische Denkmal, das eine neue Epoche an ihren Anfang gesetzt!

Das Bild erlosch. Verloren in der Erinnerung an die Nacht, da der Brand entstand, saßen sie da.

Als Eisenecker und Harder eine halbe Stunde später in das Gebäude der Reichsbank traten, empfing sie der Präsident mit einem Stab von Beamten. Begrüßte den ihm bekannten Generaldirektor mit freundlichem Händedruck.

Der stellte ihm Eisenecker vor. Die Blicke des Bankgewaltigen flogen mit einem Gemisch von Bewunderung und Staunen über dessen Gestalt hin ... blieben dann haften an dem unscheinbaren Kasten, den der in der Hand trug.

Er schritt mit Harder voraus. "Herr Generaldirektor!" Flüsternd sprach er zu Harder. "So ohne jede Bedeckung? ... Ohne jede Vorsichtsmaßregel?"

Der schüttelte den Kopf. "Unnötig, mein Lieber! Wir schützen uns selbst besser!"

Sie waren in den unterirdischen Gewölben angekommen. Immer neue Panzertüren geöffnet! ... Jetzt standen sie in einem kleinen Raum. Die schmale Rückwand ein Tresor.

Harder zog einen Schlüssel aus der Tasche, schloß einen Riegel. Nach ihm der Präsident. Das wiederholte sich noch mehrere Male. Dann öffnete sich die Tür.

Ein winziger Raum nur, den die dicken Wände übrigließen. Mit Harders Hilfe legte Eisenecker den Kasten hinein.

Die anderen starrten in stummem Staunen, wie die beiden lange Zeit an dem Apparat arbeiteten ... jetzt die Kabel, die dort aus der viele Meter starken Panzerwand hineintrafen, angeschlossen.

Und dann! Sie sahen, wie Eisenecker aus einer Kanne schimmerndes Quecksilber in den Apparat goß.

"Genug für Deutschlands Energieverbrauch in einem Jahre!"

"In acht Tagen, Herr Präsident, wird der Umbau der Leitungen so weit gefördert sein, daß man einschalten kann."

Er trat zurück. Die schwere Tür wurde geschlossen.

Er drückte dem Bankpräsidenten zum Abschied die Hand.

"Hier die Quelle, aus der von nun an die Energie der deutschen Wirtschaft fließt!"

Als sie bald darauf durch die Gartenpforte des Landhauses am Bismarckdamm traten, kam ihnen Mette entgegen. Umarmte den Vater, hing sich an Eiseneckers Arm.

"Ihr braucht uns gar nichts zu erzählen! Wir sahen und hörten ja fast alles. Der Jubel, mit dem sie dich empfingen!" Sie barg ihr Gesicht, das Stolz und Freude röteten, an ihm.

Mit stillem Vergnügen sah Harder ihre ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Wie sie erzählte ... von der Pyramide ... von dem Übergang über die Meerenge ... wie sie sich dabei immer wieder an Eisenecker schmiegte, dessen Hand das alles vollbracht.

"Spanien! ... Ja, ein Brief ist angekommen. Von Gonzales, deinem Freunde."

Sie schritten dem Hause zu. Fern vom Tennisplatz klangen die Stimmen Modestes und Iversens. Die wollten in den nächsten Tagen nach dem Lirsenhof fahren, ihrem künftigen Heim.

Eisenecker öffnete den Brief. Es war ein langes Schreiben. Gar viel hatte der Freund ihm zu berichten. Jetzt spannten sich plötzlich seine Züge, Staunen darin ...

Die letzten Zeilen ... dann hatte er geendet.

"Eine Überraschung, die ich euch mitzuteilen habe."

Wir wissen, daß der Apparat Montgomerys gestohlen wurde, wissen aber nicht, wer der Täter war. Wir nicht allein, die ganze Welt hat sich über die Frage den Kopf zerbrochen.

Durch einen Zufall ist jetzt das Geheimnis gelüftet worden. Also hört und staunt!

Der Apparat wurde gestohlen auf direkte Veranlassung der maurischen Regierung. Durch wen? Und durch wessen Hilfe? ...

Ja! ... Ja!"

Fast zögernd kamen die Worte aus seinem Munde.

"Der Urheber des Planes ... der, der am meisten getan hat bei dessen Ausführung, ist ... die Baronin Jolanthe von Karsküll!"

„Jolanthe!“ Mette war aufgesprungen, lief zu ihm hin, beugte sich über den Brief, las, wo dessen Finger hindeutete. „Jolanthe von Karsküll.“

Sie lebte in England mit der ausdrücklichen Bestimmung, für das mauretanische Reich Spionendienste zu leisten. Von ihrem Haus, das Wand an Wand mit dem des maurischen Botschafters lag, konnte sie jederzeit durch eine Maueröffnung direkt mit Midhat Pascha in Verbindung treten.

Von Moskau her war sie mit Lord und Lady Pernbrooke eng befreundet. Von Lord Pernbrooke erfuhr sie gelegentlich eines Besuches in Montgomery-Hall das Geheimnis der Sicherungen. In einem unbeobachteten Augenblick teilte sie das alles einem Matrosen des Luftschiffes mit, der in maurischen Diensten stand.

Der versetzte sich durch irgendwelche Mittel in einen hohen Fieberzustand, wurde bei der Abfahrt des Schiffes zurückgelassen. Nachts erhob er sich heimlich von seinem Lager, schaltete die Sicherungen zur verabredeten Stunde aus. Ein maurisches Flugschiff ließ einen Späherkorb in den Hof des Schlosses hinab. Der Matrose legte den inzwischen von ihm geholten Apparat hinein.

Das Schiff fuhr ab. Der Matrose schaltete die Sicherungen wieder ein, kehrte zu seinem Lager zurück, wurde später als geheilt entlassen und verschwand.

Der Apparat wurde nach Spanien gebracht, maurischen Gelehrten gezeigt, die daran verzweifeln, ihn in Betrieb zu setzen.

Da — Herr Generaldirektor Harder, halten Sie sich fest! — entwarf Jolanthe von Karsküll einen Plan, der beinahe unglaublich erscheint.

Der Plan war: Den Generaldirektor Harder nach St. Jean le miracle zu locken, dort aufzuheben und nach Spanien zu bringen. Dort sollten ihm scheinbar spanische Patrioten den Apparat in die Hand geben mit der Bitte, die Lösung des Geheimnisses zu versuchen, um dann mit Hilfe dieser Energie Spanien zu befreien.“

Die Wirkung dieser Worte war außerordentlich.

Mette hatte sich in Eiseneckers Arme geworfen. „Du! ... Du allein! ... Du warst der Retter!“

Harder lief wie ein gereiztes Raubtier in dem Zimmer auf und ab.

„Das ist zuviel! Das ist zuviel!“ stieß er immer wieder zwischen den Zähnen hervor. „Die ist ein Teufelsweib! Diese schöne Larve! ... Teuflich der Plan! ... Welch höllische Phantasie, so etwas zu ersinnen!“

Oder ist das nur alles Phantasie, was der Brief da gibt?“

„Leider nicht! Der Brief stützt sich auf authentische Dokumente.“

Bei der teilweise kopflosen Räumung der maurischen Ministerien in Madrid wurde unter anderem in dem Geheimarchiv des Kalifen in einer Mappe sein Briefwechsel mit Jolanthe von Karsküll gefunden, aus dem das alles klar hervorgeht. Irgendwelche persönlichen Beziehungen zwischen ihr und dem Kalifen müssen auch bestanden haben, welcher Art, weiß man nicht ...“

Lange saßen sie da, konnten es nicht fassen, das Unfassbare ...

„Jolanthe ... wo mag sie sein?“ Mette fragte es.

• • •

Wieder lag der Löwenhof der Alhambra im schimmernden Schein des Mondes.

Am Brunnen auf einer Steinbank zwei einsame Menschen. Die weiten Höfe, Hallen leer.

Tiefste Stille um sie her. Die Wipfel der Bäume regungslos. Kein Lüftchen, das ihre Blätter zu leichtem Rauschen zwang. Kein Schrei eines Nachtvogels. Erstorben die Natur um sie her ...

In einem Springengebüsch ein leiser, schluchzender Ton. Die königliche Sängerin der Nacht begann ihr Lied ... immer heller, süßer der Gesang ... die Frau senkte den Kopf zur Seite, lauschte ...

Ein unbeschreiblich wehmütiges Lächeln zog über das bleiche Gesicht. Mit verhaltenem Atem lauschte sie, bis der letzte Ton verklungen.

Sie schaute um sich. Der Mann an ihrer Seite ... er atmete schwer. Auch sein Herz getroffen von dem Zauber- gesang ... ein Schüttern ging durch seinen Körper.

Die Frau an seiner Seite ... zu seiner Königin hatte er sie machen wollen ... zur Königin des größten Reiches der Welt. Ein Fest hatte er rüsten wollen, wie es nie einer Königin dargeboten ...

Vorbei! ... Vorbei!

„Komm! Es ist Zeit! ... Schon neigt sich der Mond.“

Eng umschlungen, als wären sie eins, gingen sie zum Löwenhof zurück, setzten sich nieder auf der Bank.

Jolanthe griff in die Falten ihres Gewandes ... zog die Hand wieder heraus ... ein dunkles Etwas darin. Sie öffnete die Finger, betrachtete es lange.

„Ist's nicht in offener Schlacht — wir sahen sie ja nie, unsere Feinde, Aug' in Aug' — soll's doch durch des Feindes Waffe geschehen.“

Der schaute stumm dahin. Sah, wie jetzt Jolanthe mit einem kleinen Dolch die Hülle zerschneiden wollte. Die gab nicht nach.

„Das Messer ist stumpf!“ Sie warf es von sich. Klirrend fiel es zu Boden.

„Warte!“

Abdurehman war aufgesprungen, eilte in eine der Hallen ... kam wieder ... schwang ein blühendes Krummschwert in seiner Hand, rief ihr laut entgegen.

„Das Schwert Boabdils ... als Heiligtum brachte ich es mit hierher ... soll uns helfen ... mit uns in den Tod gehen!“

Er ergriff die Patrone ... wie spielend warf er sie in die Luft.

Jetzt! Die Schwertklinge fuhr saugend um sein Haupt, traf sie in freiem Fall.

Die Schärfe zerschneidet den Mantel.

Doch der Arm, mit dem er geschlagen, blieb wie erstarrt in der Luft stehen.

Was war das? Ihre Augen, in denen schon der Tod stand, starrten auf die Schwertspitze.

Eine kleine bläuliche Kugel tänzelte daran ... jetzt wurde sie frei ... spielend wie ein gaukelnder Schmetterling schwebte sie um sie herum. Bald näher ... bald weiter ... senkte sich, hob sich wieder ...

Das Schwert entglitt der Hand, fiel klingend auf den Stein ... der Arm sank hernieder.

„Tod! Willst du uns narren?“ ...

Jolanthe schrie es. Ihre Rechte raffte das Schwert vom Boden.

E sprungbereit stand sie da.

Die Kugel ... die tanzende Kugel ... jetzt war sie wieder näher gekommen.

Da holte sie aus. Sausend fuhr die Waffe durch die Luft ... traf das ...

Der Löwenhof ... die weiten Räume der Burg ... der Berg selbst ... ein bläuliches Feuer, in Millionen von Blitzen sich entladend ... millionenfacher Donner ... minutenlang der Himmel überstrahlt. —

Wieder die alte Stille der Natur.

Wo eben noch die sagenumwobenen Reste des herrlichsten maurischen Königsschlusses gestanden ... mit ihrem König und ihrer Königin gen Himmel geschleudert. Keine Spur von ihnen auf Erden mehr.

Ende.



Alt-Hamburg.

Mit de Radiernodel dörch mien Vadderstadt Hamburg.

Von August Kaut.

Op mien veelen Studienfohrten hef ick manches Schoine un Molerische to sehn kregen, ober nig hätt mi so intereffiert wie Hamburg, besonders dat olle Hamburg. Dat wör denn doch noch immer dat Schoinste, wat ick als Kunstmoler kennen liert hef.

Schon als lütten Jung hef ick bi Ebbetied mi in de ollen Fleets' herumdrehen un hef mit so'n ollen Putt Stäckellagrintje² fungen un ähnlichen Krom, un dat mit to Hus brocht. Mien Mutter schimp of immer düchtig: „Go mi bloß weg dormit, ick will den ollen Swienkrom nich in mien Rök³ hebb'n!“

Schoin wären of de ollen Gänge mit jemmer⁴ Höfen un Dörwags⁵, wie de Bäckerang, Dovensleth, Zippelhus, Glamatjenbrück, Herlichkeit usw. Hier speekten wi Jungens Jäger un Hund, un möken een dullen Larm dorbi. Noher in de Dämmerng seeten wi manchmol noch vor irgendeen Hus op den Bislag un vertellten uns Speufgeschichten. Wi dummen Jungens möken uns gegensietig so bang dormit, dat noher keener to Hus wull. Ober schoin wör dat doch. Manchmal kemen Fremde in dat olle Stadtviertel, um dor to teeken⁶.

Dann hef ick immer girn tokeeken. Dat wör jo wat för mi. Dat kunn jo nu nich utbliemen, dat ick dat Teeken of mol verseuken deh⁷, ick har jo bannige Lust dorto. Ick heff mi an alles raumokt, heff of mien olle Kirch binnen molt, wo ick in konfirmiert west bin. Später heff ick irst mit de Radiernodel op de Kopperplatt direkt no de Natur radiert. Toerst⁸ lütje Platten vom Hoben⁹ un de Elw¹⁰. Dann keem de Bäckerang an de Reg mit den ollen groten Michel in'n Hinnergrunn. Dat wör nich so eenfach. Ick seet in so'n smallen Dörweg, Motiv den Rücken togedreit, för mi 'nen Spiegel, worin ick dat Motiv umgekehrt sehn kunn. Dit wör nödig, um noher bi dat Drucken von de Platt dat richtige Bild wedder to kregen.

De Klock ist twölv, Mittagstied. All de Minschen, de in düffen Gang wohnten, muften bi mi vorbi, un ick keef immer emsig in den Spiegel. Dat verstunn natürlich keen Minsch. „Berrückten Kerl, wat will de überhaupt hier, smiet em doch rut!“ Mi wör nich god to Maud, heff mi dat woll dacht, dat dat so komen mut. Besonders de Miesches¹¹



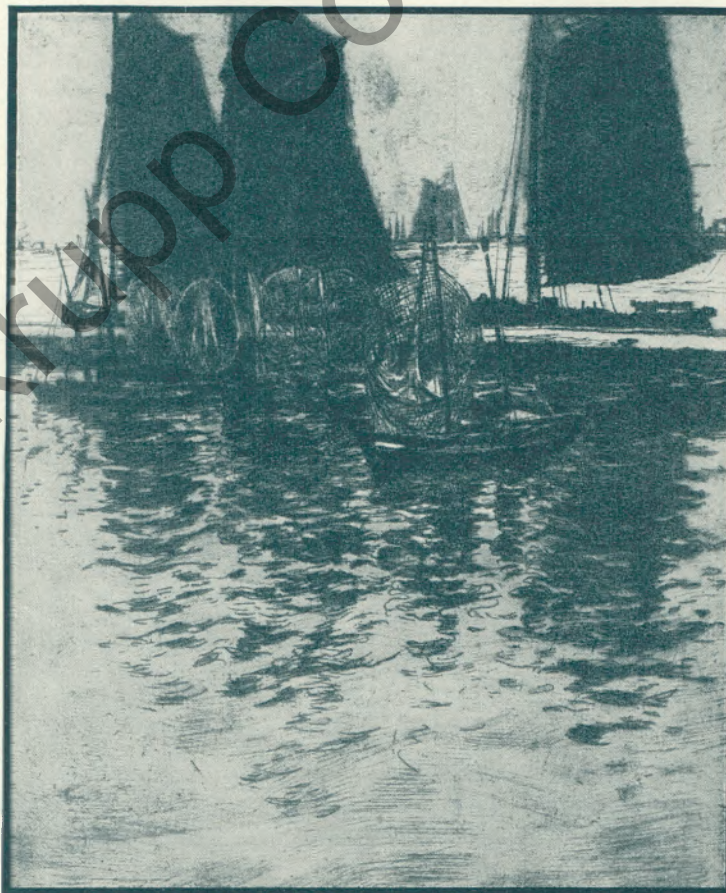
Dotenfleh.



Bäcker-gang.

wören umangenehm und fungen an to schwusen un lachten, of heft man mi mit Appels smeeten von dem schoinen Eier mit 'nem langen Steert. Ober als man ierst begrepen harr, wat iek wull, wör man ordentlich stolz, dat iek ehren 'choinen Gang afmolen wull. „Na, denn man nig för ungod un nehmen't nich öbel.“

Am Fischmarkt in St. Pauli un Altno an Hoben geiht dat immer hoch her. Hier is Hochbetrieb, besonders in de Morgenstün'n, un för eer Moler unerschöpflich. Man ward nich fertig mit Riefen un Spannen¹². Ur hier heff iek de Platt „Fischerboote“ radiert. Man mut sich all in son Winkel rindrücken oder achter 'ne Kist hocken, um ungestört arbeiten to können. Ganz alle:n is man hier of nich. Jrgend so'n Butje,



Fischerboote.

so'n Seelöw mit blauroden Backen entdeckt eenen doch, un dann geiht de Unnerhollung los. „Goh mi bloß weg, Minsch, du stinkst mi to dull nah Köhm!“ „Nu heff di man nich so, pett di doch keen Hor in de Hacken mit dien Kiekkasten!“ Kum is he weg, dann komt Jungens, of nich ganz angenehm. Und währenddem mut man uppaffen, dat eenem nich een Boot wegloupt oder de groten brunen Seils¹³ runnersmeeten ward. Dann is dat natürlich för düssen Dag vorbi mit dit Motiv un mut man an annern Dag nochmal hen. De Platt is schließlich doch fertig worn un heft mi veel Spoff mofft.

An de Fischbrücken ligt de Sinkenwarders¹⁴ un verköpt ehre Fisch direkt vom Boot ut un drögt währenddem de groten brunen Seils.



Die alte Windmühle auf dem Heiligengeistfeld.

Dat Motiv „Dovensleth“ wör mien Scholweg. Vör links up't Bild is een Keller mit daförhangenden Käs ut Holt mokt. Dor mut ick immer den Käs holn as Jung, ick gung ober nich ginn hen, ick har von de Jungs dor to veel Prügels kreeg. Ick wör jo nen „Zippelhüser“ un de kreeg immer wat up de Jack.

De Heiligengeistmühl is een Hamburger Wohrteeken¹⁵, genau so wie de groote Michel. De Möhl is noch mit Stroh deekt un steiht mitten mang de grooten Hüser un noch vull in Betrieb. Wie man hört, sall se umbaut ward'n, ohne dat Äußere to verleen. Sall wohrschijnlijk een Danzlokal rin, ähnlich wie Moulin rouge in Paris.

De lütten Fahrtügs, wie Jollen, Schuten und Ewers, interessiert mi immer sehr. So de Elbfischer mit sien Wurpneß¹⁶, wie up mien groote Radierung „Hamburger Hoben“ to sehn is. To düsse Platt muß ick veele Zeeknungen maken, wochenlang. An de Platt heff ick twee Johr radiert. Manche Ölstudie leep da unner, bit sik mi dat Motiv so gef, wie ick et heb'n woll un of oft in natura sehn heff.

Of manches schoine Erlebnis har ick mit de Ewerfohrers. Mol ick de Mittagstied öber im Hoben un de Arbeiters kemen vun Mittag trüg up de grooten SchEEP un se sehn mi noch immer dor stohn, so seggen se wohl: „Nu kiek den flietigen Moler an, he hett den Damper ‚Cap Blanco‘ bald schoiner molt, as he in Wirklichkeit is.“ De Ewerfohrers sind een urgemütliches Volk. Immer mit dem Prüntje¹⁷ in'n Mund. För de Radierung „Schaarmarkt“ muß ick veele Bleeteeknungen¹⁸ maken, do ick mit de Nodel nich sofort noch de Natur arbeiten kunn. Et wor een natkfolles, echt Hamburger Regenweder. Of so wat mut man molen. Hamburg in Nebel hett sinn besondere Reize. Wenn man of natt bi de Arbeit ward, dat is egol. Een Hamburger Grog for een paar Groschen gift wedder neegen¹⁹ Mot.

Un nu for hüt genog.

Mit Hamburger Gruß „Hummel, Hummel“.

¹ Schiffbare Kanäle. ² Stüchlinge. ³ Küche. ⁴ ihren. ⁵ Torwegen. ⁶ zeichnen. ⁷ versuchte. ⁸ Zuerst. ⁹ Hafen. ¹⁰ Elbe. ¹¹ Fabrikmädchen. ¹² Aufpassen. ¹³ Segel. ¹⁴ Sinkenwärder ist ein Hamburger Fischerdorf. ¹⁵ Wahrzeichen. ¹⁶ Wurpneß. ¹⁷ Priem (Kautabäl). ¹⁸ Bleistiftzeichnungen. ¹⁹ neuen.

Min Modersprak, wat klingst du schön,
Wat büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl und Steen,
Du drewst den Stolt herut.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
De ganze Welt is weg,
Du pust mi as en Voejarswind
De kranke Boß torecht.

So herrli klingst mi keen Musik
Und singt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik im Ogenblick
De helle Thran hendal.

Klaus Groth.



Radierung von August Kaul.

Hamburger Hafen.

Was sagt mir mein Familienname?

Von Prof. A. Lumbusch.

II°.

So erfreulich das Interesse ist, das die Leserschaft unserer Monatschrift an dem in dem Augustheft veröffentlichten Aufsatz über Familiennamen durch zahlreiche Äußerungen von Sonderdeutungswünschen bekundet hat, so erschwerten doch die aus den verschiedensten deutschen Sprachgebieten einlaufenden Anfragen die erbefenen Erklärungen, da nur die niederrheinisch-westfälischen Familiennamen, also die im hauptsächlichsten Verbreitungsgebiet unserer Monatschrift bodenständigen Namen, das eigentliche Forschungsgebiet des Verfassers ausmachen. Doch die Benutzung des neuesten und umfassendsten Buches der deutschen Namenliteratur: Heinze-Cascorbi, Deutsche Familiennamen, ferner des grundlegenden Werkes von Förstermann: Altdeutsche Personennamen, und der Schrift: Heiligenverehrung und Namengebung von E. Nied ermöglichte es, von sämtlichen eingesandten Namen eine wissenschaftlich begründete Erklärung zu geben. Kenntnis des Inhaltes des ersten Aufsatzes voraussetzend, sei daher nachstehend der Versuch unternommen, die uns übermittelten Familiennamen auf die dort aufgestellten Gruppen erblicher Geschlechtsnamen zu verteilen und innerhalb derselben zu deuten.

Der Name Focke ist von dem altdeutschen Personennamen Folmar abzuleiten. Dessen beliebte Kürzungen Fulco, Folco wurden durch Angleichung der beiden zusammenstoßenden Konsonanten im sprechbequemen Munde des Friesen und Niedersachsen zu Focco, wie Berno, Bernt (Bernhard) zu Benno. Der altdeutsche Rufname Godelmar, in dessen erstem Teile das Wort God = Gott steckt, wurde durch Zusammenziehung zu Gollmar. Der Einsender hat recht mit seiner Annahme, sein Name sei uralt; doch noch viele Jahrhunderte älter ist der Personennamen, aus dem er entstanden ist. Meiners aus Maginhardt, zusammengezogen zu Meinerdt, ist zu diesem der Wesfall oder Genitiv = Meinerds oder Meinerh. Lappert kann die oberdeutsche Form für Dappert aus altdeutschen Personennamen Dagpercht (etwa = Lichtglänzend) sein; ist der Familienname dagegen niederdeutscher Herkunft, so bezeichnet er ein langes Obergewand und damit den Mann, der solche verfertigte. Wir sangen als Münsterländer Jungens: „Nikolas, der hilge Mann,

treckt den langen Labbert an“. Hammes ist Wesform von Hamme, dem der altdeutsche Personennamen Hammo, eine Kürzung des Vollnamens Haman-rich (Kleiderreich) zugrunde liegt. Umständlicher ist die Erklärung des Namens Dickel. Das Wort diot oder diet = Volk, aus dem bekanntlich unser „Deutsch“ entstanden ist, zeigt sich in unzähligen altdeutschen Personennamen, wie in Dietrich, Dietmar, Deotbald, Dietlieb.

Von der einstämmigen Kürzung dieser Namen bildete man Verkleinerungsformen als Kose-namen, teils auf z, wie Diez (vgl. Fritz von Friedrich, Heinz von Heinrich), teils auf k, wie Dietke (vgl. Jahnke von Johann, Hiärtken = mein Herzchen), teils auf l, wie Dietlein (vgl. Kasperle, Herzele). Ja man verwandte auch wohlzwei der Verkleinerungsilben zur Verstärkung des Kosegrades, wie Heinzele. Also entstand: Dietkele, zusammengezogen Dickle und Dickel. Auch Tilmann ist auf einen der mit diot, diet zusammengefügten altdeutschen Personennamen zurückzuführen. Von Dieto, der einfachsten Kürzung dieser Voll-namen, war schon im 8. Jahrhundert die Koseform auf l gebräuchlich:

Tihilo; Tielemann, Tilmann und Tilmann verhalten sich dazu wie Pittermann, Franzmännchen zu Peter und Franz, heben die Vertraulichkeit des Namensgebrauches noch mehr hervor. So wurde auch Fritsch wie Fritz, zu dem es nur eine Abart bildet, eine Kürzung auf z von Friedrich, zu Fritschmann in Süddeutschland weiter verfoßt. Hidding in Hiddinghoff zeigt eine weitere Entwicklungsstufe altdeutscher Personennamen. Der zweistämmige Vollname könnte Hildebrand, auch Hildebert, gewesen sein. Die einfachste und geläufigste Kürzung davon ist Hildo, daneben aber kommt Hiddo als Kürzung vor, ein Mundbequemlichkeitserzeugnis wie Focke statt Fulco (vgl. auch Hilla und Hidda als Abkürzungen von Hildegard). Schon im einführenden Aufsatz ist auf die Ableitungssilbe ing hingewiesen worden. Die Hiddinge sind also die Leute, die Abkömmlinge eines Hiddo. Der Hiddinghof ist das von ihnen vor tausend Jahren gegründete Heim. Auch von dem oben behandelten Namen Focke kommt ein Patronymikum (die Abstammung bezeichnendes Wort) vor: Föcking.

Auf Heiligennamen als Personennamen sind zurückzuführen Daeves und höchstwahrscheinlich Maedike, und zwar auf



Babaria-Verlag, München.

Radierung von Otto Quante.

Frauenkopf.

denselben Apostelnamen Matthäus. Man glaubt gar nicht, welche Wandlungen diese fremden hebräischen, griechischen, lateinischen Namen, deren Bedeutung keiner verstand, in deutschem Munde erfahren haben. Aber die Gleichung zwischen diesen absonderlichen Wortgebilden und dem fremden Vollnamen ist urkundlich belegt, wenn in Namensverzeichnissen von Abgabepflichtigen oder Besitzern von Grundstücken etwa aus dem Jahre 1500 dieselbe Person bald Matthäus, bald mit Zerdehnung des u zu w Lewes oder Limes oder gar Debes heißt. Auch Daeves ist hierherzustellen. Und wie aus Bartholomäus einerseits Nemes, Nieves, andererseits infolge Betonung der ersten Silben des Vollnamens Barthels werden kann, so auch aus Matthäus Matthes, Mades (auf niederdeutschem Boden) und in Verkleinerungsform Maedike. Ebenso schwer ist für einen Laien zu begreifen, daß Kraiger durch mundartliche Lautveränderung über Gräger, Greger aus Gregorius entstanden ist. Krings und Frings, fast nur am Niederrhein bekannte Namen, weisen auf die Verehrung der Heiligen Quirinus zu Neuß und Severinus zu Köln hin.

Zur zweiten Gruppe der Familiennamen, nämlich zu den das Gewerbe, den Beruf des ersten Trägers dieses Namens angehenden Benennungen gehören nur Holtschmied, das ist der Schmied, der im oder am Holze, Walde wohnt, und Heißler, oberdeutsch für Häusler = Mietwohner oder Tagelöhner.

Nach dem Wohnsitz des Stammvaters des Geschlechtsnamens sind benannt: Diselhorst, Dieselhorst, Disselhorst ist = Distelhorst, d. h. Siedlung an einer Distelwucherung, da Disteln in vielen niederdeutschen Mundarten Angleichung der beiden mittleren Konsonanten und auch Längen des Stammvokales, selbst zu Dwisel, aufweist. Zur Nieden, verhochdeutsch aus älterem niederdeutschen oder sprachlich gleichem niederländischen Ter Neden, wohnte in einer Käte oder einem Hofe, der in Beziehung zu einem höhergelegenen oder dem obersten, dem Bovenchen, niedrig, etwa im Tale, lag. Eine Käte, westfälisch ein Kotten, die dem Herrenhofe sehr nahe lag, hieß am Niederrhein Nakaten, und als der aus einem solchen Zwergegehöft hervorgegangene, humanistisch gebildete Sohn suchte in afterlateinischen Namen Nakatenus beigelegt hatte, suchte ein Familiennamenforscher so leicht nicht unter dem Namen einen Köttersohn, eher einen Göttersohn. Böntgens Vorfahren erhielten den Namen von ihrem Wohnsitz auf kleiner, flachkuppenförmiger Erhebung; „auf dem Bontgen“ und „Bungt“ sind niederrheinische Flurbezeichnungen. Ein Montenbruk wohnte an sumpfigem

Gelände, niederrheinisch Broich genannt, das von seinem Besitzer Munte (altdeutscher Personennamen, von munt = Beschützer, Vormund gebildet) Muntenbroich oder Montenbruch hieß, ein Offenbühl an einer als Ochsenweide dienenden Erhebung, die, wie aus Goethes Johanna Sebus zu ersehen, im Niederrheinischen Bühel oder Bühl hieß. Ein Osterheide bedarf keiner weiteren Erklärung, wenn an Norderney, Westerland erinnert wird. Auch Minkenberg und Hollmann sind echt niederrheinische Namen. Ein Minkenberg ist nach dem mittelniederländischen minken = verkürzen, abschneiden, hier wohl abgraben, benannt, und ein Hollmann, anderswo Bäume genannt, wohnte dort an der Landwehr, einem mit Dorngestrüpp oder Hagedorn be-

setzten Wall mit tiefem Graben, einem Wehrhahn, also wo durch diesen den Straßendurchgang ein Schlagbaum, ein Holl, sperrte. Fersch hat seinen Namen von einem Gewässer, an dem sein Urahn wohnte; Berse, Biers (Biersen), Fersch heißen manche Bäche und Flüsse. Ein Brand wohnte auf einer durch Abbrennen geschaffenen Rodungsstelle. Ein Stößinger oder Stößiger stammt, wie der Einsender richtig vermutet, aus Stößen in der Nähe Naumburgs, ein Plön aus der holsteinischen Stadt.

Von Beinamen oder Übernamen, die Volksgenossen den mit auffallendem äußerlichen oder inneren Merkmal Behafteten beileigten, sind benannt Kraest = Krebs, im Niederdeutschen des 13. bis 16. Jahrhunderts Krevet oder Krest genannt; schon 1200 wird einer cognomine Cancer

(mit dem Beinamen Krebs) genannt. Aber es wird auch im 15. Jahrhundert in irgendeiner niederdeutschen Stadt ein Haus to deme Krevete (zum Krebs) genannt. Der Familienname kann also auch von einem Hauszeichen, wie Kaiser, Bischof, Vogel, übernommen sein. Eine persönliche Eigenschaft, aber freilich keine lobende, drücken aus die Namen Quante oder mittelniederländisch Quant, das dort wie im Niederdeutschen des 14. bis 16. Jahrhunderts einen Schelm, einen Windbeutel bezeichnete, und Quadflieg, holländisch und altniederdeutsch = böse Fliege, Giftfliege. Pingel kann, falls es am Oberrhein entstanden ist, einen bezeichnen, der durch einen Auswuchs im Gesicht auffiel, oder wenn der Name am Niederrhein entstanden ist, einen Kleinigkeitskrämer, einen, der allzu genau war. Blas(e)l scheint mir ebenfalls eine oberdeutsche Bezeichnung körperlicher Absonderheit zu sein. Ein Später ist das Gegenteil von einem Frühauf. Schon im 13. Jahrhundert wurden urkundlich Bauern im Breisgau mit dem Zusatz dictus (genannt) Spethe gekennzeichnet.

* Vgl. Heft 8, S. 347 ff.



Bavaria-Verlag, München

Alter Bauer.

Radierung von Otto Quante.

Weihnachtsabend.

Von Theodor Storm.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
der Kinderjubil und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
drang mir ein heiser Stimmlein an mein Ohr:
„Kauft, lieber Herr!“ Ein magres Händchen hielt
feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor, und beim Laternenschein
sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
noch immer hört' ich, mühsam, wie es schien:
„Kauft, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Unterlaß;
doch hat wohl keiner ihm Gehör geliehn.

Und ich? — War's Ungeschick, war es die Scham,
am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börse kam,
verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
erfaßte mich die Angst im Herzen so,
als saß' mein eigen Kind auf jenem Stein
und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

*

Christbaum.

Von Ada Christen.

Hörst auch du die leisen Stimmen
aus den bunten Kerzlein dringen?
die vergessenen Gebete
aus den Tannenzweiglein singen?
Hörst auch du das schüchternfrohe
helle Kinderlachen klingen?
Schaust auch du den stillen Engel
mit den reinen weißen Schwingen?
Schaust auch du dich selber wieder
fern und fremd nur wie im Traume?
Grüßt auch dich mit Märchenaugen
deine Kindheit aus dem Baume?

Weihnachten.

Von Joseph Freiherr von Eichendorff.

Markt und Straßen stehn verlassen,
still erleuchtet jedes Haus,
sinnend geh' ich durch die Gassen,
alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
buntes Spielzeug fromm geschmückt,
tausend Kindlein stehn und schauen,
sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
bis hinaus ins freie Feld —
hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
aus des Schnees Einsamkeit
steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

*

Weihnachtsglocken.

Von Karl Röttger.

Durch den Winterabend gehn die Weihnachtsglocken,
übers Feld und übers Heideland —
gehen weglos, gehen Hand in Hand,
immerfort ein klingendes Frohlocken. —

Klänge Hand in Hand sind machtvoll schwingend
übers Feld gelaufen, in das Dunkel weit,
hintern Wald, wo sie, in Tod sich singend,
sind in weiche Flocken eingeschneit.

Stille Wanderer sind im Land gegangen,
Schattendunkel, die — vom Erz erschrocken —
leis im Herzen sind zu summen angefangen
Bis zum letzten müden Ton der schönen Glocken.

Stille Wanderer sind im Feld gegangen,
Straßen kalt und klanglos ohne Schein —
Horchend — bis zuletzt die Straßen leise sangen:
„Sieh, e'n Licht am Horizont! Geh heim!“



Die Strasse nach Weihnachten



Von Ernst Hoferichter.

Als während der Mittagspause der Kaffeesackträger Franz Xaver Osterrieder in einem Kellerloch an der Praia da Copa Cabana, durch Zentnergewichte zerknickt, auf die Dezimalwaage hinschlug, erlebte er plötzlich das samtweiche Gefühl: Weit von ihm weg öffnet sich eine Schublade aus Kirschbaumholz, daraus der Geruch von Roggenbrot und angeschnittenen Gebetbüchern strömt. . . . Hausschuhe trippeln, ein Brett am Fußboden knarrt leise. . . . wo die Nähmaschine steht, zwei Handbreit vom linken gußeisernen Fuß, knarrt der Fußboden. . . .

„Heimat—!“ schrie er, daß zwei schnarchende Neger aus dem Gebirge von Kaffeeballen aufstiegen und sich mit Bananenschalen die Augen ausrieben.

Dann riß er sich auf, verbrauchte die letzte aufgesparte Kraft an den Stufen der Zementtreppe und zog sich, zum ersten Male ohne den Kaffeesack, in die Heißglut des Lagerplatzes empor.

Um ihn her brodelte Rio de Janeiro im Siedepunkt. Die Wogen des Atlantischen Ozeans nagten an der Kaimauer. Masten stießen Löcher in die überspannte Bläue des Himmels. Sirenen heulten wie Kettenhunde, die ohne Wasser angehängt waren.

Franz Xaver Osterrieder rannte mit Schwimmbewegungen durch die dampfenden Schwaden. Seit vierzehn Monaten schleppte er Kaffeesäcke von diesem Lagerplatz in die Bäuche der Frachtschiffe — bis sein Rückgrat zum Bogen einer baufälligen Brücke wurde, die nur noch auf den Einsturz wartete. Nach Feierabend, an den Tischen der Kantine hockend, und im Schlaf fühlte er diese Zentnersäcke auf seinen Rücken gepreßt, schleppte er sie durch Wachen und Träume, Tage und Nächte. . . .

Jetzt warf er sich in den Schatten eines Kohlenbaggers. Aber auch dieser Schatten war nichts als ein kochender Topf. In diesem Lande gab es keine Schatten. Olig geschminntes Wasser trieb in verschmierten Regenbogenfarben vor ihm her. Konservenbüchsen und Küchenreste schaukelten um den Bug eines klappernden Seglers. . . . Xaver schloß die Augen vor dieser Umwelt, die sich seit einem Jahr in sein Gehirn einfräß. Und sah hinter den brennenden Lidern den Huterbogen, unter dem der Gemischtwarenhändler März für seinen Laubfrosch in einer Zündholzschachtel Fleischfliegen fing. Geranien wiegten sich von einem Fensterbrett herab, und aus dem Dachreiter der Klosterkirche sangen zwei Glocken hell wie aus einem offenen Schulzimmer das Abensberger Nachtgebet. — Dazwischen hinein flogen gleich Glascherben schneidende Flüche vom Lagerschuppen herüber. . . . „Maldito . . . ! Maldito . . . !“

Der Träger Osterrieder war nirgends zu finden. . . . der Inspektor puffte mit seinem Stock alle dunklen Ecken aus. „Schläft das faule Schwein schon wieder?“

Xaver duckte sich hinter eine ausgeschwemmte Matratze. Nur jetzt nicht zurückkehren. . . . ! Jeden Felsen Heimat in Seidenpapier an die Herzkammer betten. . . . !

Aber Lorbogen, Geranien, des Krämers Zündholzschachtel und die singenden Glocken schnellten wieder über den Ozean zurück, waren zugedeckt und fortgetragen. Und in Xavers Augenhöhlen schwamm wieder ölige Glut, Blechdose und Kehrlicht. . . .

Eine Staubwolke wirbelte dem Kai zu. Die drei spanischen Lagerwärter spürten nach dem verschwundenen Träger.

Xaver drückte sich an den geborstenen Dammflößen entlang, passchte in eingesprungene Altwasser, umkletterte einen rissigen Quader und hatte das Gefühl, immer näher der Heimat zu kommen — je weiter er dem Lagerschuppen entließ.

Er sah sich mit den Schlosserbuben um den Amboß springen, Enten wackelten über die Bleiche der Judengasse zu, und der Auswanderer Osterrieder sang durch die Drekwinkel Botafogos wie vor dreißig Jahren: . . . „Rot und blau ist an Kasperl sei' Frau —

Blau und rot ist an Kasperl sei' Tod. . . . !“ Und fühlte erst das Blei, das er sich in die Füße gestampft hatte, als er zermanscht vor einen Leerkessel hinwehte.

Erst gegen Abend erreichte er Rios Herzgeviert. Halsketten von Autos perkten an ihm vorüber, schlugen die Glosaugen der Scheinwerfer auf — und hätten sehen müssen, daß ihnen ein Mensch entgegentappte, den das gelbe Fieber durch alle Zellen des Leibes rüttelte.

Als Xaver in der Rua do Ouvidor an den knallig erleuchteten Schaukasten mit Weltstadtlugus vorbeitappte, sah er sich selbst.

Safrangelb blühte sein Gesicht auf und zerfiel wieder in aschige Zahlheit. . . . Da zuckte er zusammen, fiel wie in einen abgerissenen Fahrstuhl klaffertief aus sich heraus, erlebte vor dem zerstäubenden Aufsprall die Gnade der Erinnerung, daß im Abensberger Gambrinusgarten ein Kastanienbaum seinen Ast über die Bräuhausemauer streckt. Auf dem Schulweg hatte er sich einst davon Blütenkerzen für seine Maikäufer abgeworfen. — Und jetzt, tausende Seemeilen entfernt, hielt ihn noch dieser Ast aus der Heimat, auf daß er nicht ins kreisende Bewußtlose zerschellte. . . .

Vier Träger aus dem Lager starben vor seinen Augen an diesem schleichenden Fieber. Und die prasselnde Angst vor einem gleichen Schicksal zog ihn noch einmal wie eine ver-

Alle Wege im Lande sagen:
„Ehe das stumme Weiße fällt —
Ehe weglos liegt die Welt,
Mußt du deine Sehnsucht heimwärts tragen . . .“
Keine Ferne ist mehr zu sehen,
Leise fängt es an zu schneien —
In der Stille erstickt das Gehen
Dunklen Wanderers, der allein
Geht in Nacht, bis ihn die Hände
Schöner Weihnachtslocken führen —
Lockend, singend, daß er fände
Heim und Licht und offene Türen . . .

Karl Röttger.



staubte Uhr auf. Aber das Werk tickte in Doppelschlägen, setzte aus und tickte weiter wie Basarwecker.

Dazu schlich er durch eine Parade aufgestellter Brausen, von denen abwechselnd die eine glühende Lava und die andere eisigen Hagel duschte. Aber darüber flatterte ein Wunderbares . . . ! Schüttelte ihn Kälte, so brannte ihm erwärmend eine Seligkeit durch die Rocktasche — verkohlte er in Glut, kühlte ihn das gleiche Wunder . . . Und jetzt hob er dies Heiligtum zwischen das Geflimmer seiner Äugäpfel . . . ! Es war der Brief aller Briefe, den ihm seine Franzel, die Schullehrerin Franziska Hager, zuletzt aus Abensberg, mit schiefgeklebten Marken und hunderttausend Küssen überfrachtet, geschrieben hatte.

Der konnte erwärmen und kühlen zugleich. Und obwohl ihn Xaver längst austwendig herfagen konnte, seine Worte als Nachtgebet benutzte, verlangte es ihn jetzt, durch den Wald ihrer Haar- und Schattenstriche zu streunen, vor dem Gebüsch und Dickicht ihrer eingeflickten Silben zu knien und seinen Finger nur über die Ausrufezeichen zu legen, die aus den Abensberger Dachrinnen getropft sein mußten . . . !

Im Geßitz der großköpfigen Bogenlampe eines Neger-Lingeltangels fraß er mit der Bier eines Ausgehungerten ganze Caffeezen als abgebräunte Bissen in sich hinein, schlürfte er Wendungen wie Wiesenbäche, und hie und da wurde ein U-Häubchen genau dem Schwung ihrer preisbeerröten Lippen ähnlich.

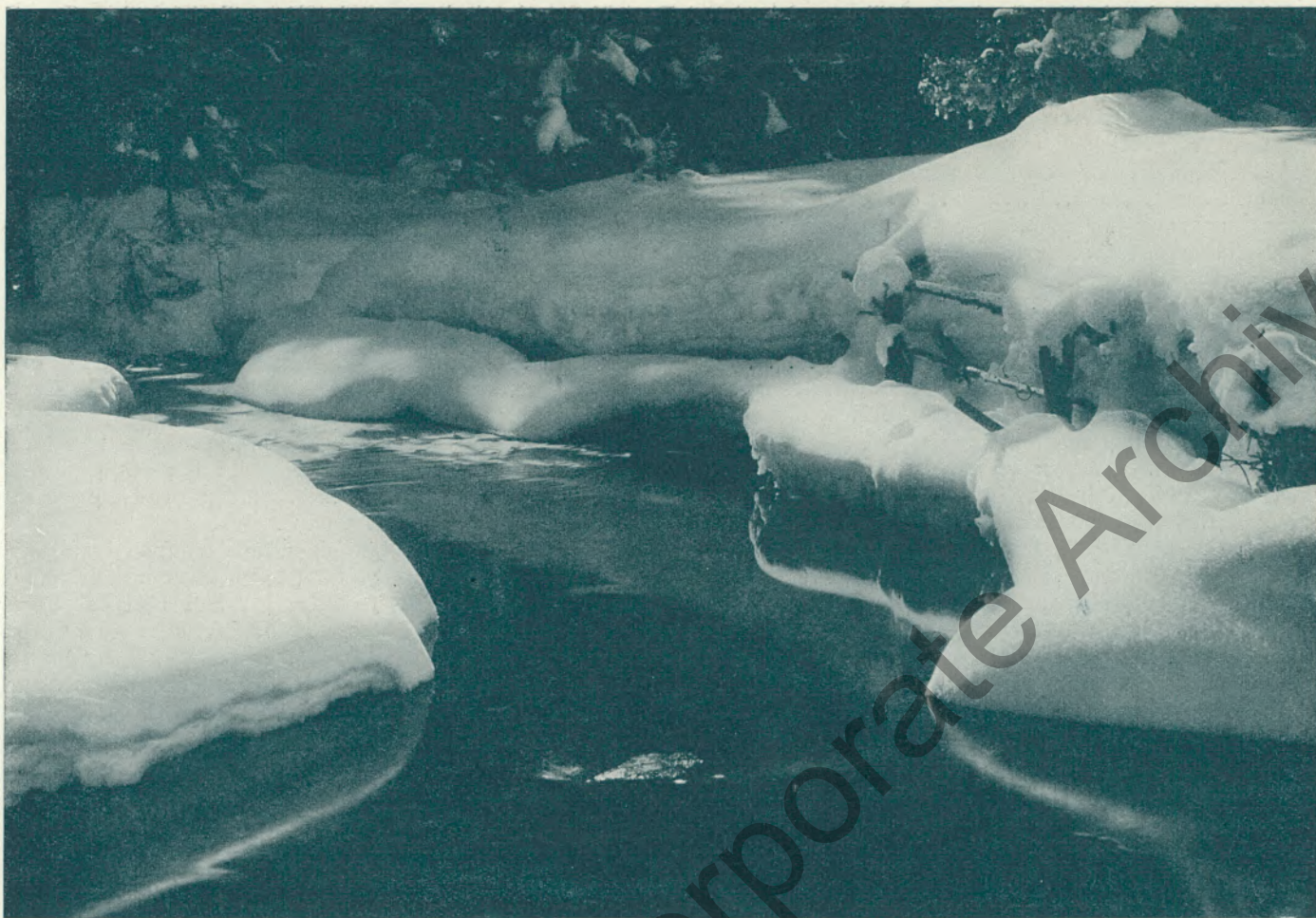
„ . . . in acht Wochen schon wieder Weihnachten . . . den Christbaumständer vom Dachboden geholt . . . das Engelshaar ist ganz schwarz geworden . . . ein kleines Bäumchen ist für Dich unterwegs . . . schwimmt vielleicht soeben über den Äquator . . . gestern fiel der erste Schnee . . . beim Buchbinder Äschenbrenner liegen schon Glaskugeln und Wunderkerzen in der Auslage . . . Du brauchst keine Winterfenster einzuhängen . . . hast es schön warm . . . und wieder über

ein Jahr, da bin ich schon bei Dir drüben . . . ich freue mich auf diese tropische Welt . . . auf den Urwald . . . und wenn es recht heiß ist . . . in zehn Jahren sind wir dann brasilianische Millionäre . . . wohnen am Meer . . . sehen nur Schönheit und ewigen Sommer . . . wie gedeiht Deine Pflanzung . . . ? Hast Du herrliche Ernte . . . und gewiß schon ein Auto . . . ? . . . Xaver, Du schreibst so wenig . . . in Abensberg beneiden Dich alle . . . sie sagen: Du hättest das Beste gewählt . . . fort muß man . . . in der Fremde liegt das Glück . . . Weihnachten wird da drüben wohl noch himmlischer sein als in der Heimat . . . In Gedanken sitz' ich unter Deinem Bäumchen und höre das Meer rauschen . . . Millionen Küsse . . . Franzel.“

Xaver sah über sich die Sterne Rios zu Weihnachtsbäckereien werden. Engelshaar flog durch die tropische Nacht . . . der Mond wurde zum Christstollen . . . die Dampfer sirenten den Psalm „Christ ward geboren — “ . . . in Weihnacht getunkt, schaukelte die Heimat nordöstlich . . . überbrannte sein gelbes Fieber. — Und er lief, geschüttelt zwischen Eiskästen und Dampfkesseln, dem Landungsplatz der europäischen Schiffe zu . . . um mit dem letzten Schimmer seiner Augen ihren Bug zu streicheln, um die Worte „Hamburg“ und „Bremen“ wie Früchtebonbons im Munde zergehen zu lassen . . .

Am Rinnstein wehte eine leere Tüte . . . „Schirmhandlung Anna Reim, Regensburg“ . . . Xaver legte sie als Wickel um seinen Hals . . . ein Stück Heimat . . . und rechnete aus, wie viele Kilometer diese Tüte von Abensberg entfernt gewesen war . . . beneidete alle Tüten, die auf dem Ladentisch der Heimat liegenbleiben durften — denn alle Ladentische Bayerns dünkten ihn jetzt paradiesischer als die Bucht Rios, die als die schönste der ganzen Welt gilt.

Vor dem Zollgebäude lag ein Luxusdampfer, der zur Abfahrt nach einem deutschen Hafen bereit war. Die Lade-



treppen schaukelten unter dem Tritt der Kofferträger. — So ein Gepäckstück zu sein, war jetzt sein Weihnachtswunsch geworden . . . in der Heimat unterm Tropfen der Christbaumkerzen ausgepackt zu werden . . .

Blickartig schnitt er sich mit dem Taschenmesser hinterm Ohr ein Bündel Haare ab, zwängte sie verstohlen zwischen den Spalt eines Rohrplattenkoffers — damit wenigstens ein kleinstes Stück von ihm zur Christnacht in die Heimat zurückkomme.

Ganz wie Vögel schwebten die Falltreppen in die Höhe, das Hafenwasser sprudelte wie eine geöffnete Flasche Brause- limonade, und leise stieg die Bewegung in den Koloss ein. Winkende Tücher flatterten noch lange an Backbord um das Schiff . . . dann drehte es der Heimat zu. — Xaver sah noch, wie die Nacht das letzte Licht auffraß, formte dann aus einem Zeitungsfetzen ein Papierschiff, warf's in das ver- ebende Kielwasser, damit es dem großen Bruder nach- schwimme . . . über den weiten, weiten Ozean, Armeikanal, Nordsee, Elbe aufwärts gegen die fiebernde Strömung der Bäche — an den samtweichen Ufern der Abens hin, dem drei Meter breiten Strom seiner Heimat. —

Schatten, die schwärzer waren als jede Nacht, fielen als Vorhänge über sein brandendes Gesicht. Manchmal glaubte er, seine Hände röchen schon nach Erde. Nur hier nicht sterben . . . ! Lieber beim Kohlenhändler Eisenmaier von Abensberg in der Judengasse im verrußtesten Schuppen krepieren . . .

Franz Xaver Osterrieder grub in seinen Hosentaschen wie in einem Bergwerk nach Gold. Und förderte immer nur sechs Pesetas zutage . . . und nicht hundert solcher Pesetas reichen aus, um jetzt in die Heimat zurückzufahren! . . .

*Er kniete sich vorübereilenden brasilianischen Kapitänen zu Füßen, bat sie um Überfahrt . . .

„Váyase usted enhora-mala! Qué se me da à mi?“ Und Xavers Herz übersetzte in purzelnden Schlägen: „Gehen Sie zum Teufel! Was geht das mich an?“

„Cuidado! Calentura amarilla . . .!“ erwiderten andere.

„Vorsicht! . . . Gelbes Fieber!“ echote es in seiner Brust.

„Trabajar o morir . . .!“ war der einzig entscheidende Ratschlag, den ihm ein Früchtehändler gab. „Arbeiten oder sterben . . .!“

Die Nacht, der von den Terrassen der Grandhotels die Schreie: „Märchenhaft! — Wahnsinnig wunderbar! — Zum Verrücktwerden großartig!“ zuhallten, verbrachte Xaver auf einem Kokshaufen.

Am Morgen weckte ihn das Geblöke eines Frachtdampfers, der vom südlichen Santos her die Bucht Rios anließ. Am Ladeplatz standen hundert Pianos zur Verladung nach Europa bereit. Vier Hafenarbeiter bemühten sich, die Klaviere in den Bauch des Schiffes zu schaffen. In sechs Stunden wollte der Kapitän loswerfen. Es eilte . . . Xaver hob sich von seinem Koksberg empor und sprang helfend hinzu. Die Vier wendeten ihre Gesichter von dem Fiebernden ab und hielten den Atem an. Er aber half weiter, so gut er es konnte. Vor der Kajüte des Zahlmeisters hing ein Kalender. Im Vorbeis- stöhn las Xaver den 12. November ab . . .

„Bis Weihnachten ist das Schiff in Europa . . .?“

„Leicht . . . Fahrt direkten Kurs Antwerpen . . .“

„So . . .“ feuchte der Fiebernde, und die Temperatur seines Leibes sank merklich herab. „So — direkt Antwerpen . . .? Vor Weihnachten in Europa . . .?“ Und er lächelte über einen kerzenhellen Plan. Ließ den eisernen Proviant an Kraft an die Schwere der Pianos opfernd ausfließen. Noch vier! . . . Wie in einem überfüllten Sargmagazin stand Klavier an Klavier im hinteren Rumpf des Dampfers verstauf. Jetzt setzten sie das letzte Stück schweißüberrieselt ab. Die vier

Hafenarbeiter rannten zur Schiffskasse, damit nicht ihr Lohn durch fünf geteilt werde.

Franz Xaver Osterrieder verschwand indessen unter dem dichten Gemühl der Tonleiber. Verharrte in Totenstarre, bezwang sich zur Gräberruhe, um sein Leben in die Heimat hinüberzuretten. Minuten wurden ihm zu Menschenaltern. Mit überspanntem Trommelfell erwartete er die ersten Drehungen der Schraube. Aber nur der Wellenschlag der Raibrandung warf sich an die Schiffswand zurück.

Nach einer gefolterten Stunde mußte er sich die Gäufte vordem Mund pressen, um vor Freude nicht sein kleines Leben aus sich hinauszubrüllen: Die Schraube schlug ins Wasser, gemächlich zog der Kasten an . . . Franz Xaver Osterrieder war schon um einige Meier der Heimat näher! . . .

Aber die Gefahr, entdeckt zu werden, wuchs überlebensgroß vor ihm auf. Ratten sprangen über die Kisten, als wollten sie seine Furcht dämpfen.

Draußen zogen die ersten Wogen der offenen See. Rio versank in der Blut des Mittags. So hatte er diese Stadt noch nie geliebt, so war diese Fremde noch niemals zum Jubel geworden wie jetzt, da sie ferner und ferner wurde.

„Hier wollte ich mir eine neue Heimat gründen . . .! Gründen . . .? Als ob man so etwas gründen könnte . . .! Gründen kann man nur Stammtische, Vereine und Aktien-gesellschaften . . . aber den Geruch abendlicher Gassen, den Zaun mit Stachelbeerstrauch und Kapuzinerblüten, das wohlige Knarren des Kanapees, die Zimmergerüche, die verschieden wie Marmeladen sind, und die Lieder, die der Ofen aus dem Buchenholz pfeift, die kann man nirgends mehr und nirgendwo wieder gründen . . .“, redete er zu seiner Seele. Und als sein Blick das Guckloch streifte, war auch die Küste Brasiliens von der Rundung des Horizonts aufgefressen. Und er wußte: „Wenn ich nicht erwischt werde, heißt die nächste feste Erde, die ich sehe, Europa, das meine Heimat eingeschachtelt trägt . . .“

Am anderen Morgen biß ihm der Durst in die Kehle. Ein Durst, der allen Hunger vergessen machte. Von einem Piano war die Verschalung beim Transport zerbrochen, er konnte den Deckel ohne Mühe öffnen. Die Versuchung, den Wahnsinn des Durstes durch ein paar ganz leise Töne auf eine Weile aufzuheben, überfiel ihn rücklings . . . und Xaver spielte mit den beiden Zeigefingern mitten im Atlantischen Ozean: „Bald graß ich am Neckar . . .“ und als ihm die Melodie „Stille Nacht, heilige Nacht“ in die Finger fuhr, summite er leise mit.

Da — als er endigte, klappte das Schloß im Schiffsraum. Ein seit Wochen unrasiert gebliebenes Gesicht steckte sich durch den Spalt. Es war der zweite Maschinist des Dampfers, der Ohren hatte — so fein gespißt wie ein Bleistift. Der glaubte, ein elektrisches Klavier müsse durch ein Wunder einen Kontakt gefunden und zu spielen begonnen haben . . . Und er ging tiefer in die Schlucht der Pianos hinein.

„Jetzt bin ich verloren . . .!“ brachte Xaver noch hervor und hob sich wie ein lebendig gewordenes Denkmal vor den Augen des Maschinisten in die Höhe . . .

„Blinder Passagier?“ grinste der, sah das gelbe Fieber als leuchtende Zitrone aus der Dunkelheit aufsteigen und wußte, daß das Fieber des Heimwehs nach der Heimat alle Fieber der Welt noch übertrümt.

Mitleid floss aus dem Maschinisten in vielen Bächen. Er pflegte den armen Deutschen, so gut er es heimlicherweise vermochte, bis das Schiff Antwerpen erreicht hatte.

Die Nacht half dem Xaver, ungesehen aus dem Bauch des Dampfers zu entkommen — und die Tage, die jetzt kamen, waren härter als Granit. Aber sein Jubel übersprang alle Bedrängnisse der Grenzen und Landstraßen. In Xavers Herzkammer war es, als würde darin nun Tage und Nächte hindurch gefangt. Weil die Heimat mit jedem Kilometerstein näher seinen ringenden Händen wurde! . . .

Im Dauerlauf, auf Trittbrettern der Postwagen und in Bauernkarren liegend, erreichte er nach zehn Tagen die Donau. Als er sie zum ersten Male wieder von einem Hügel herab sah, floss sie durch ihn hindurch, überschwenkte sie ihn zu rauschender Ohnmacht . . . und die Heimat knisterte schon in den Fingerspitzen.

Wie ein Wallfahrer tat er nur mehr Schritt für Schritt — eingedenk des Gnadenbildes, dem er durch so viel Qual entgegengewandert war.

Aller Atem in ihm wurde zu Gesang. Er kniete vor jedem Wegweiser nach Abensberg und nahm ihn als segnenden Arm hin. An den Straßentrenzungen küßte er die gefrorene Erde und streichelte er die Steine.

Über ein Nadelgehölz hin sah er die Turmspitze der Pfarrkirche. Und Xavers Herz schlug einen Trommelwirbel an. Und er fühlte, daß jetzt entweder der Tod oder das Leben beginne. Eine Stunde und noch länger blieb er an eine Telegraphenstange gelehnt, aus deren dünnen Drähten ein seidenes Zitherspiel herabtropfte. Ein eisiger Wind pffte dazwischen hinein.

Die Heimat drohte, ihn von innen her zu zersprengen. Sie war zu groß. Größer als Brasilien, als ganz Amerika! . . . und er versuchte, sie brockentweise aufzunehmen . . .

Die Sonne hing als Blutorange dezemberisch im Mittags-hafen am himmlischen Dach, als Franz Xaver Osterrieder seine Vaterstadt Abensberg jenseits des Waldes in die Kopfschneisen überschneiter Wiesen eingebettet sah, so — als hätte es inzwischen kein Rio, keine glühenden Nadelstiche, kein gelbes Fieber und keine Irrfahrt aus dieser Heimat gegeben, so — als wären inzwischen nie die vielen tausend Kaffeesäcke auf seinem Rücken gelegen, als wären alle diese Erniedrigungen nie Erlebnis geworden.

Und Stunden vergingen ihm an gepuderten Hecken, an Scheunentoren und Türgriffen. Zuweilen mußte er sich in Gedanken am Kai in Rio sterben lassen, um jetzt nicht an einer Überschwemmung der Freude tot umzuschlagen.

Einen Tag und eine Nacht lang irrte er unerkannt durch alle die Winkel und Gassen, um zuerst Balken, Steine und Tore in sich aufzunehmen. Denn die Kraft, einen Menschen mit Heimatlaut zu begrüßen, blieb noch hemmend vor Auf-ruhr in ihm stecken.

Nach drei Tagen fanden ihn Wegmacher hinterm Feuerhaus im Verhau von Reifig liegen. In Ställen und Scheunen hatte er die ersten Nächte in der Heimat verbracht, und sie waren ihm zu Himmelbetten geworden.

Und wieder Tage vergingen — ehe er gesundend alles begriff. Und Rio, diese schönste Bucht der Erde, versank ihm zu einer Pappschachtel, wenn Franzels Lippen sich als liebedurchschwärmtes Gestade über die seinen legten, wenn über der Waschküßel auf der Zimmerdecke winterliche Sonnenfärgchen tanzten — und es nur mehr etliche Stunden zum Weihnachtsabend waren, an dem alles um ihn her sich zum Hochaltar aufbaumte, der über seine Heimat tausend Morgen weit hinleuchtete und die Fremde im Schatten begrub.





Lichtbild: H. Steiner, St. Moritz.

Wintermorgen.

thyssenkrupp Corporate Archives



Das Reich der Frau

Eltern und Kinder.

Von Studiendirektorin Dr. Susanne Engelsmann, Berlin.

Geh fleißig um mit deinen Kindern, habe sie Tag und Nacht bei dir und laß dich lieben einzig schöne Jahre! Denn nur den kurzen Traum der Kindheit sind sie dein.“ Dies Wort eines deutschen Dichters und Denkers gilt heute als Mahnung für alle Eltern mehr denn je. Denn wir leben in einer Zeit, in der sich das Leben von Eltern und Kindern nicht mehr, wie früher, in einem gemeinsamen Rahmen abspielt, in der nicht mehr, wie früher, das Elternhaus die selbstverständliche Stätte kindlichen und jugendlichen Lebens und Arbeitens ist, sondern in der mehr und mehr das Heim aus einer Lebensgemeinschaft zu einer bloßen Eß- und Schlafgemeinschaft herabsinkt, und in der sich daher schon frühzeitig das Kind und der jugendliche Mensch in Lebensinhalt und Lebensform vom Elternhause lösen.

Die Hauptgründe für diese Entwicklung liegen in wirtschaftlichen Wandlungen. Die Verarmung so vieler, ja weitaus der meisten deutschen Menschen in der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Wohnungsnot und die Arbeitslosigkeit machen viele Elternhäuser enge und freudlos, zwingen die Mütter, die oft genug die einzigen Versorgerinnen der Familie sind, zu gewerblicher Mitarbeit und veröden so das Heim. Und selbst dort, wo Vater und Mutter imstande sind, gemeinsam für die Kinder zu sorgen, wo also im eigentlichen Sinne von einem Heim die Rede sein kann, in dem der Hausfrau und Mutter keine gewerbliche Nebenarbeit, sondern nur die Arbeit der Verwaltung und Pflege des Heims obliegt, selbst dort finden wir vielfach eine seltsame und erschreckende Verödung, da Kinder und Erwachsene nicht nur zur Arbeit, sondern auch zur Freude und Erholung der Hausden Rücken kehren, seiner nicht mehr zu bedürfen scheinen.

Wo suchen die jugendlichen Menschen, Knaben und Mädchen, die aus der Enge und Öde des Elternhauses entfliehen, Freude und Erholung? Wer unsere Jugend kennt, der weiß, daß an erster Stelle der Sport genannt werden muß, wenn heute von jugendlicher Freuden die Rede ist. Wandern und Gymnastik, Leichtathletik und Wassersport sind gar nicht mehr aus dem Leben unserer jungen Mädchen und jungen Männer fortzudenken, und wir alle freuen uns, daß dies so ist, daß die Jugend eines Volkes, deren frühe Kinderzeit durch die Schrecken der Kriegs- und Hungerjahre beschattet war, und die in überwiegender Zahl in Fabriken und Büroräumen, auf der Schulbank und in der Lehre arbeiten muß, sich in der freien Luft kräftigt und ihren Körper geschmeidig macht und stählt.

Als zweiter Faktor, der das Leben unserer Jünglinge und jungen Mädchen entscheidend bestimmt und ihre Freizeit beansprucht, muß die Jugendbewegung genannt werden. Wir alle wissen, daß die Jugendbewegung um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert aus einem Protest großstädtischer Jugend der höheren Schulen gegen die Großstadt, gegen den Mangel an Möglichkeiten zu jugendgemäßem Leben und Erleben entstanden ist, und daß in ihr das reinsten Willen deutscher Jugend zu gesunder, selbstverant-

wortlicher und der Volksgemeinschaft dienender Lebensgestaltung Ausdruck fand. Wohl hat sich die Jugendbewegung seit dem Kriege geändert und in ihrer Wirkung verbreitert, ist eine Angelegenheit der breiten Massen geworden. Aber ihr eigentliches Wesen hat sich damit nicht verändert, das Suchen nach Lebensformung unter eigener Verantwortung, und damit auch nicht die ihr von Anfang an eigentümliche Abkehr vom Elternhaus.



Bavaria-Verlag, München

Mutter.
Radierung von A. Blepp.

Der dritte Faktor, der genannt werden muß, wenn wir fragen, wie es kommt, daß sich das Leben unserer Jungen und Mädchen schon früh in weitestem Maße außerhalb des Elternhauses abspielt, ist die Schule. Es muß offen zugegeben werden, daß die heutige Schule in ihre Erziehungsaufgaben eine Fülle von Dingen einbezieht, an die die frühere Schule kaum dachte, daß sie durch Wander- und Studienfahrten, durch künstlerische Veranstaltungen, durch sportliche und soziale Betätigung, durch Landheimwochen und Freiluftschulgründungen wohl das Leben der ihr anvertrauten Knaben und Mädchen außerordentlich bereichert, es aber unstreitig dem Elternhause entzieht.

Daß die Schule, und zwar die Volks- und höhere Schule, diese Fülle von neuen Erziehungsaufgaben übernahm, geschah nicht aus einem Streben nach Veräußerlichung und Vielgeschäftigkeit heraus, wie vielfach angenommen wird, sondern war eine Folge der Not der Zeit, von der oben die Rede war. Denn die Jugend der Kriegs- und Nachkriegszeit bedurfte in hohem Maße körperlicher Kräftigung, um dem Lebenskampf gewachsen zu sein, bedurfte der Zusatzernährung, der schulärztlichen Überwachung, der Neugestaltung des Turn- und Sportunterrichts, der Verschickung in Ferienkolonien, Waldschulen und Landheime, der Gewöhnung an Wandern und Jugendspiele; und gerade weil das überwiegend verarmte Elternhaus in räumlicher und wirtschaftlicher Enge all diese Erziehungsaufgaben nicht lösen konnte, mußte die Schule sie übernehmen.

Nun aber bedarf es keines besonderen Scharfblicks, um zu sehen, daß diese Entwicklung eine Entfremdung zwischen Kindern und Eltern mit sich bringen kann, in vielen beklagenswerten Fällen auch mit sich bringt, und zwar in einem Lebensalter, wo der Knabe und das jugendliche Mädchen der lebendigen Fühlungnahme mit den Eltern, der persönlichsten Führung und Beratung noch nicht entbehren sollten, ja noch nicht entbehren dürfen, wenn nicht ihre menschliche Entwicklung schweren Schaden leiden soll.

Dazu kommt, daß bei der Erziehung des jungen Mädchens den heutigen Müttern neue und früher nicht geahnte Erziehungsschwierigkeiten erwachsen; nicht nur der Tatsachenrahmen des Lebens jugendlicher Mädchen, die heute in Lehrstätte und Büro, in Kunstschule und Akademie, auf der Universität und im Laden früh selbständig und selbsttätig sind, hat sich völlig geändert, sondern scheinbar auch das Erziehungsziel, die Ehe, für die sich zu bewahren selbstverständliche Forderung und ausgesprochene Voraussetzung aller Erziehungsmaßnahmen war. Heute wissen Millionen jugendlicher Mädchen, daß sie bei der schwierigen Wirtschaftslage, die die Eheschließungen erschwert, bei dem Überschuß von zwei Millionen Frauen in Deutschland, bei der unstreitig vorhandenen Eheunlust vieler Männer nicht heiraten werden;

und so ziehen viele jugendliche Mädchen und Frauen wegen des veränderten Erziehungsziels die Folgerung aus ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit, daß sie wie der junge Mann sich keine Lebensfreude zu versagen brauchen, die diesem unbenommen ist.

Gerade diese letzte unausgesprochene, aber tausendfach in die Tat umgesetzte Forderung jugendlicher Mädchen auf das Recht des Sichauslebens reißt die tiefste Kluft zwischen Elternhaus und Kindern und fordert gebieterisch eine Besinnung darüber, ob denn das Elternhaus heute nur noch Wohn- und Schlafstätte darstellt, ob es kein Erziehungsfaktor mehr ist, ob es nicht mehr Ziel und Richtung weisen kann.

Sicher ist es heute nicht mehr möglich, eine Entwicklung zurückzuschrauben und die Kinder und jugendlichen Menschen durch einfaches Verbieten der Beteiligung an Sport- und Wanderfahrten, an Jugendspielen und Schulfesten ans Elternhaus zu binden. Oder vielmehr dies ist nur möglich unter Zwang und unter Verzicht auf das Schönste, was Eltern und Kinder aneinanderbinden kann: die Gemeinsamkeit der Interessen, der Weltanschauung, der Lebensrichtung.

Und gerade weil es so ist, sollte das heutige Elternhaus nicht grollend abseits stehen und alles ablehnen, was den jungen Knaben und Mädchen wertvoll ist, sondern es sollte herzlich mitmachen und, wenn irgend möglich, wenn auch in einfachster Form und mit einfachster Bewirtung, die Freuden und die Freunde der Jugend ins Elternhaus zurückziehen, im Elternhause tanzen, singen und spielen lassen, damit die jugendlichen fühlen, daß sie im Elternhause verstanden werden.

Überall da, wo Väter und Mütter entschlossen sind, noch einmal jung zu

sein mit der Jugend, lassen sich die schweren Konflikte, die sonst unausbleiblich sind, wenn jugendliche und alternde Menschen in einer Lebensgemeinschaft zusammenleben, am leichtesten überbrücken. Überall da, wo die Eltern begreifen, daß man jugendliche Menschen als werdende Persönlichkeiten achten muß, daß man also weder ihre politische noch ihre religiöse Überzeugung verspotten darf, wenn sie zufällig der der Elternschaft entgegengesetzt ist, daß man ihrer Sehnsucht nach neuer Lebensgestaltung nicht nur ein verständnisloses „Das gab es früher nicht“ entgegensetzen soll, überall da wird es möglich sein, Brücken zu schlagen und die jugendlichen Menschen in Liebe und Ehrfurcht ans Elternhaus zu binden.

Nur diejenige Mutter wird der jungen Tochter Beraterin und Führerin sein können, die es versteht, statt zu verbieten und sich zu entrüsten, der Tochter den Kern alles Frauenums durch ihr Leben und ihre Lehre deutlich zu machen: sich rein zu bewahren und das Leben so zu formen, daß es Trägerin künftigen Lebens sein, daß es der hohen Aufgabe der Mutterschaft dienen kann.

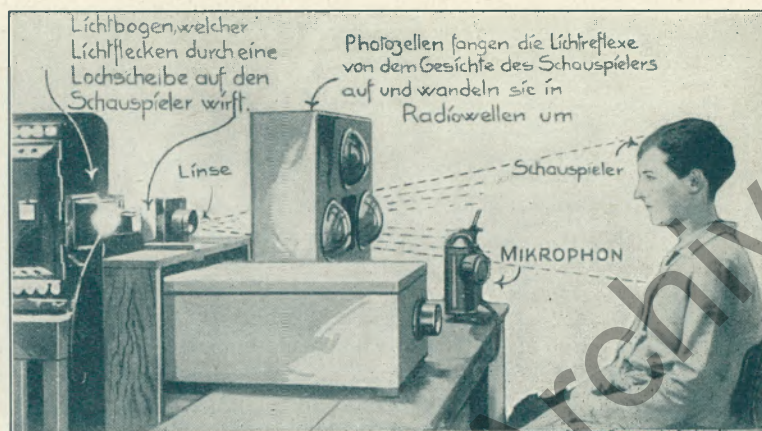


Bavaria-Verlag, München.

Der Sohn.

Radierung von Carl Stratil.

Das elektrische Auge.



Wie es ein Heimkino gibt, so wird es in kürzester Zeit auch Heim-Fernseher geben. Jedenfalls sind die Versuche, die mit Fernsehapparaten für den Hausgebrauch in Amerika gemacht wurden, sehr ermutigend.

Das Problem des Fernsehens hat eine sehr langwierige Entwicklung in Versuchsanstalten durchgemacht, dann machte es einen plötzlichen Ansat und trat als Fernphotographie, vielmehr als Fernlichtdruck in die Öffentlichkeit, und jetzt ist auch der Fernsehapparat zur Tatsache geworden. Seine weitere Entwicklung und Einführung ist eine Frage der aller-nächsten Zeit.

Allerdings erinnert der Fernsehapparat in seiner jetzigen Form an die ersten Spielzeugartigen Grammophone des vorigen Jahrhunderts, doch wird die Vervollkommenung auch hier nicht lange auf sich warten lassen.

Das vorgesehnte Modell des Apparats für drahtlose Bildübertragung ist ein großes schrankartiges Instrument mit Stellschrauben wie bei einem Radioapparat. In Augenhöhe der sitzenden Zuschauer befindet sich ein Fensterchen, 75 Millimeter im Geviert, durch welches man die auf einem gleich großen Projektionschirm erscheinenden Bilder beobachten kann.

Die größten Schwierigkeiten, die bei der Konstruktion der Fernsehapparate sich den Erfindern in den Weg stellten, bereitete die Synchronisierung¹⁾ des Senders und des Empfängers. Nach jahrelangem Suchen eines Ausweges wurde die Schwierigkeit dadurch überwunden, daß man sie kurzerhand überging. An Stelle der sorgfältig durchgearbeiteten Systeme für die synchrone Bewegung der Lochscheibe, welche das Bild auf den Projektionschirm zeichnet, mit der Lochscheibe, welche das fernzuleitende Bild in Lichtflecke zerlegt, hat der jetzige Heimfernseher einen einfachen Widerstandsregler, welcher den Antriebsmotor der Lochscheibe regelt. Der Zuschauer hält den Widerstandsregler in der Hand und stellt

die Drehzahl des Motors je nach Bedarf ein. Läuft der Motor zu schnell oder zu langsam, so werden die Bilder verschwommen oder sie werden verzerrt. Die gleiche Erscheinung tritt auch bei Kinobildern auf; wenn das Blendkreuz und der Filnstreifen aus dem Takt kommen, dann sind auf dem Projektionschirm zwei Filmhälften zu sehen, die Beine oberhalb des Trennungstriches und die Köpfe unterhalb. Der Vorfahrer reguliert den Apparat und das Bild läuft wieder richtig. Nicht viel anders ist es auch bei dem Fernseher. Beschleunigung oder Verlangsamung des Antriebsmotors für die Lochscheibe bringt das Bild wieder in Ordnung. Der Erfinder bemerkt dazu, daß die Handhabung des Apparats ebenso einfach sei, wie heutzutage das Lenken des Kraftwagens.

Die Wirkungsweise des Fernsehers ist folgende: Der Schauspieler steht im Senderaum vor einer einfachen Bogenlampe. Zwischen ihm und der Lampe dreht sich eine große Scheibe mit 18 Umdrehungen in der Minute. Die Scheibe ist mit 48 Öffnungen versehen, die spiralförmig angeordnet sind, so daß bei jeder Umdrehung jeder Teil des Gesichtes des Schauspielers in stetiger Reihenfolge von den Lichtstrahlen getroffen wird. Auf den Schauspieler ist ferner eine photoelektrische Zelle gerichtet. Ein jeder Lichtfleck, in welche das Gesicht des Schauspielers zerlegt wird, wird auf die Zelle zurückgestrahlt, regt die Zelle an und wird von ihr in elektrische Energie umgewandelt.

Die Weiterleitung dieser Stromstöße weicht nur wenig von der üblichen Radioübertragung ab. Die schwachen Wellen, welche die photoelektrische Zelle aussendet, werden verstärkt und in kraftvolle Wellen umgewandelt, welche dann durch eine Antenne in alle Himmelsrichtungen gesandt werden. Die hierfür gewählte Wellenlänge betrug 37,8 Meter.

Die Weiterleitung dieser Stromstöße weicht nur wenig von der üblichen Radioübertragung ab.

Die schwachen Wellen, welche die photoelektrische Zelle aussendet, werden verstärkt und in kraftvolle Wellen umgewandelt, welche dann durch eine Antenne in alle Himmelsrichtungen gesandt werden. Die hierfür gewählte Wellenlänge betrug 37,8 Meter.



¹⁾ d. i. zeitlich genau gleiche Einstellung.

Vor der Neonlampe befindet sich eine Lochscheibe, welche mit der Lochscheibe im Senderaum genau übereinstimmt. Sie dreht sich mit der gleichen Drehzahl von 18 Umdrehungen in der Sekunde; die Umdrehungsgeschwindigkeit wird vom Zuschauer reguliert. Die Strahlen der Neonlampe fallen durch die 48 Öffnungen der Lochscheibe auf den Projektionschirm, wobei die Lichtstärke der Neonlampe, abhängig von den empfangenen Stromstößen, wechselt. Bald ist es ein helles Leuchten, bald nur ein matter Schimmer, je nachdem Licht oder Schatten übertragen wird. Zwischen

Es ist hervorzuheben, daß die Empfänger für die Fernsehapparate, sobald sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, von jedem nachgebaut werden können. Keines der Teile dieser Apparate ist eine Neuentdeckung. Die Drehscheibe, die Neonlampe, die photoelektrische Zelle sind alles Erfindungen älteren Datums. Die neuesten Modelle sind allerdings geschönt, doch sind die Grundideen nicht patentfähig, so daß für Vervollkommnungen ein weites Feld offen ist.

V.—Ph.

1. 12. 1827 starb zu Gleiwitzhütte August Friedrich Wilhelm Holzhausen, ein Förderer des deutschen, insbesondere obereschlesischen Dampfmaschinenbaues.
1. 12. 1844 wurde der Stahlwerkengenieur Henri Harmet geboren. Er war der Erfinder des nach ihm benannten Pressverfahrens zur Herstellung dichter Stahlblöcke.
1. 12. 1877. Todestag von Carl Franz Guillaume, dem die Firma Seltens & Guillaume den größten Aufschwung verdankt. Unter anderem hat er als erster in Deutschland die Herstellung von Drahtseilen aus Gußstahldraht aufgenommen und in den siebziger Jahren den großzügigen Ausbau von unterirdischen Telegraphenlinien durchgeführt.
2. 12. 1833 erblickte zu Sterkrade Carl Lueg das Licht der Welt. Er baute die Gutehoffnungshütte zu einem Großunternehmen aus. Seit der Neugründung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute im Jahre 1879 bis zu seinem im Jahre 1905 erfolgten Tode war Lueg Vorsitzender dieses Vereins. Der Verein deutscher Eisenhüttenleute ehrte Carl Lueg durch die Stiftung der Carl-Lueg-Denk-münze, die an verdiente Eisenhüttenleute durchschnittlich einmal im Jahre verliehen wird.
3. 12. 1897 starb zu Aalen in Württemberg Karl ten Brink, der die Lokomotiv- und Dampfkesselfeuerung durch regelbare Zuführung der Verbrennungsluft wesentlich verbesserte (ten-Brink-Feuerung).
3. 12. 1905 erhielt der verdiente Hüttenmann Fritz W. Lürmann die Carl-Lueg-Denk-münze.
4. 12. 1857. Todestag von Jakob Friedrich Kammerer, dem Erfinder der Phosphorgründhölzer.
6. 12. 1822 starb zu Arceuil bei Paris Louis Claude Berthollet, ein bedeutender Chemiker, dessen Arbeiten und Entdeckungen vielfach grundlegend für die gesamte Chemie geworden sind.
6. 12. 1887. Todestag von Reiner Daalen, des Verbesserers vieler Arbeitsvorgänge im Eisenhüttenwesen (Walzwerke u. dgl.).
6. 12. 1892 starb Werner von Siemens, der große Elektrotechniker.
8. 12. 1826 wurde zu Menzendorf Friedrich Siemens geboren. Er war unter anderem der Erfinder der Regenerativfeuerung. 1874 baute er den erste Feuerbefattungssofen.
11. 12. 1838. Geburtstag von Emil Rathenau, dem Gründer und Organisator der A.E.G.
19. 12. 1916 starb Guido Fürst Hendel von Donnersmark, ein großer ober-schlesischer Industrieller auf dem Gebiete des Berg- und Hüttenwesens.
23. 12. 1722 wurde Axel Fredrik Cromstedt in Stropfja (Schweden) geboren. Er war ein berühmter Mineraloge und führte das Lötrohr in der Mineralogie ein.
23. 12. 1872. Gründung des Siegen-Solinger Gußstahl-Aktien-Vereins zu Solingen.
26. 12. 1839 erblickte August Hermann Seger in Posen das Licht der Welt. Er war der Begründer der Tonindustrie-Zeitung und des Chemischen Laboratoriums für die Tonindustrie und erfand die „Seger-Regel“ zur Messung hoher Temperaturen.
28. 12. 1781 wurde zu Klebe Peter Christian Wilhelm Beuth geboren. Er gründete das Gewerbeinstitut in Berlin, war Direktor der Abteilung Handel und Gewerbe im Finanzministerium und rief den „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes“ ins Leben.
28. 12. 1923 starb Alexandre Gustave Eiffel, der Erbauer des Eiffelturmes in Paris.
29. 12. 1872 wurde die Firma Haniel & Lueg in Düsseldorf gegründet.
30. 12. 1910. Todestag von Fred A. Kjellin, der sich große Verdienste um die elektrische Stahlerzeugung erworben hat.



Nachdem in Genf die Frage der Räumung des Rheinlandes aufgerollt wurde, ist es gut, sich über die gegenwärtigen Besatzungsverhältnisse klar zu werden. Nach der letzten deutschen Schätzung standen Mitte dieses Jahres rund 67 000 Mann in dem besetzten Gebiet. Für die Verheirateten und für andere militärische Zwecke (Büros usw.) sind insgesamt 8 817 Wohnungen beschlaanahmt.



Fortschritte der Technik



Die Internationale Automobilausstellung in Berlin hat erkennen lassen, daß Deutschland technisch die hervorragende Stellung, die es in der Autoindustrie vor dem Kriege innehatte, wiedererlangt, und daß bei allen Neukonstruktionen Europa vor Amerika die Führung hat. Nur im Motorenbau hat Amerika vielleicht noch einen Vorsprung, aber auch im Bau hochwertiger Achtzylindermotoren sind ganz besonders die deutschen Werke den Amerikanern sehr rasch gefolgt. Den Schnellganggetrieben von Graham Paige und Durant Motors wird das Schnellganggetriebe von Maybach entgegengestellt. Ihnen allen ist gemeinsam, daß statt der Gänge nur die Welle aus- und eingekuppelt wird, die auch bei hohen Tourenzahlen noch verhältnismäßig langsam umläuft. Ein Fünfganggetriebe von Henschel und das Achtganggetriebe von Krupp zeigen, wie sehr hier die Dinge durch deutsche Initiative in Fluß geraten sind. Einzigartig ist der Kupplungsautomat der R.A.G., bei dem an der Kupplung sechs Fliehgewichte so angebracht sind, daß bei einer bestimmten Tourenzahl die Kupplung automatisch zum Eingriff gebracht wird. Beim Bau von Kleinwagen zeigen sich am Motor starke Abweichungen von der bisherigen Konstruktion. Der D.R.W.-Kleinwagen ist z. B. mit einem Vierzylinder-Zweitaktmotor ausgestattet, bei dem die Zylinder im Winkel von 90 Grad angeordnet sind. Die hervorstechendsten Neuerungen im Bau von Motorrädern sind die zunehmende Verwendung des Kardans an Stelle des Kettenantriebes und die Verwendung von Stahlblechrahmen, die den Rädern vielfach eine ganz neue Linie geben. Ein von der Automobilindustrie von jeher angestrebtes Ziel ist die Erhöhung der Tourenzahl, um aus Motoren mit kleinen Zylindervolumen durch die hohe Geschwindigkeit große Leistungen herauszuholen. Bei der Verwendung von Gleitlagern ist dem jedoch eine Grenze gesetzt. Einen Fortschritt bedeutet daher die von dem bekannten Konstrukteur Albert Hirth geschaffene Kugellager-Kurbelwelle, die aus einzelnen, austauschbaren Teilen zusammengesetzt wird und den leichten Einbau von Rollenlagern, insbesondere für die Pleuellager, gestattet. Die einzelnen Teile, Kurbelschenkel usw., sind mit je vierundzwanzig konischen Zähnen versehen, die mit äußerster Präzision geschnitten sind. Diese Zahnkränze werden mittels starker, durch die röhrenförmigen Kurbelzapfen gehender Schraubenbolzen zusammengepreßt und gegen Lösen gesichert. Da außerdem die Teile dieser neuartigen Kurbelwelle in Massenfabrication hergestellt und die Werkstoffe für besondere Anforderungen variiert werden können, so bedeutet diese Neuerung auch fabrikationstechnisch gegenüber den bisherigen Kurbelwellen, die aus dem vollen herausgearbeitet oder geschmiedet wurden, eine erhebliche Verbesserung.

Die Dresdener Straßenbahn hat Durchgangszüge in Dienst gestellt, deren Führerstand mit einem Mikrophon für Lautsprecher ausgestattet sind, so daß, in beiden Wagen hörbar, die Haltestellen durch den Führer ausgerufen werden können. Für die Röntgenstrahlen ist eine neue praktische Verwendung vorgeschlagen worden: An Stelle von Schnittzeichnungen kleinerer Apparaturen, wie sie vor allem in der Radiotechnik vorkommen, sollen wegen ihrer größeren Anschaulichkeit röntgenphotographische Aufnahmen benutzt werden.

In keinem Zweige der Naturwissenschaft sind in den letzten Jahren so überraschende Fortschritte gemacht worden, wie auf dem Gebiete der Strahlenforschung. Es ist hier vieles, was früher nur Aberglaube zu sein schien, von der Wissenschaft bestätigt worden. Neuerdings ist nun der wissenschaftliche Nachweis gelungen, daß in der Entwicklung befindliche pflanzliche und tierische Gewebe Strahlen auszusenden vermögen, die auf andere Pflanzen und Tiere eine zellvermehrnde Wirkung haben. Es ist sogar gelungen, diese Strahlen durch Einwirkung auf die photographische Platte nachzuweisen und auch ihre Wellenlänge zu bestimmen. Es handelt sich danach um einen schmalen Wellenbereich im langwelligen Ultraviolett. Das Bemerkenswerteste ist, daß diese Strahlen auch in künstlichen Lichtquellen, die reich an ultravioletten Strahlen sind, vorkommen, dort jedoch durch andere Wellenbereiche außer Kraft gesetzt werden. Der Weg zur praktischen Verwertung dieser wirksamen Strahlen scheint nicht weit zu sein.

Die Photozelle wächst Schritt um Schritt in die großen Möglichkeiten hinein, die ihr „die Registrierung und Kontrolle bewegter Körper“ bieten (vgl. Fortschritte der Technik vom März 1928). Nachdem man die so außerordentlich wichtige Aufgabe der Zugsicherung vor Haltsignalen ohne befriedigenden Erfolg auf mechanischem und elektromagnetischem Wege versucht hatte, hat man jetzt mit einer optischen Zugsicherung sehr günstige Ergebnisse erzielt. Auf der Lokomotive wirft ein Scheinwerfer Licht schräg nach oben, das auf einen an dem Signalmast angeordneten Tripelspiegel fällt, der das Licht an seinen Ausgangspunkt zurückwirft, und dort auf eine Selenzelle trifft. Durch den Lichtimpuls wird ein ständig fließender elektrischer Strom unterbrochen, wodurch über Verstärker und Relais die Bremse betätigt wird. In der beschriebenen Art würde der Zug allerdings jedesmal am Vorsignal zum Halten kommen. Durch einen Wachsamkeitshebel kann der Zugführer, der das Vorsignal richtig beobachtet hat, die Sicherungsvorrichtung ausschalten, die sich nach einigen hundert Metern selbsttätig wieder einschaltet. Um den Zug am Hauptsignal unbedingt zum Halten zu bringen, erfolgt eine mehrfache Kontrolle der sich vermindernenden Geschwindigkeit durch eine Reihe von Spiegeln, die mit ganz geringen Winkelabweichungen aufgestellt sind, also auf verschiedene Punkte ihr Licht werfen, so daß man verschiedene Signale erhält, die in Verbindung mit einem Tachometer eine genaue Kontrolle der Fahrgeschwindigkeit ermöglichen. Bei den Versuchen, die bei der Reichsbahndirektion in München durchgeführt wurden, konnte ein Zug an einem Signal, das auf 62 km Grenzgesewindigkeit eingestellt war, zum Halten gebracht werden, als er mit 63 km Geschwindigkeit durchfuhr, während er bei einer Geschwindigkeit von 61 km nicht gebremst wurde. Erforderlich war schließlich noch die Ausschaltung des Einflusses des Sonnenlichtes und hellstrahlender Wolken auf die Selenzelle. Dies wird dadurch erreicht, daß durch eine schnell umlaufende Lochscheibe das Licht in einzelne Lichtstöße zerlegt wird. — Es ist zu hoffen, daß durch diese Anordnung die Zugunfälle, die auf das Überfahren der Signale zurückzuführen waren, in Zukunft vollkommen vermieden werden.

Sülfor.



Fortschritte der Farbenphotographie. — Paraffin als Reduktionsmittel. — Geheimmittelschwindel.

Ein für Amateur- und Berufsphotographen interessanter Fortschritt wird von dem russischen Forscher Dr. Loudine berichtet; es ist ihm gelungen, bunte Vorlagen naturgetreu photographisch wiederzugeben. Loudine stellt Platten und Filme mit Hilfe einer Emulsion her, die einen von ihm selbst gefundenen radioaktiven Körper aus der engeren Radiumgruppe enthält. Durch diese Emulsion erhält man Bilder ohne Verzerrungen und im richtigen Farbton. Wichtig ist, daß diese Farbenplatten keine andere als die für gewöhnliche Photoplatten notwendige Belichtungszeit verlangen, so daß Momentaufnahmen gemacht werden können, wie denn auch Photoapparate und Kassetten unverändert benutzbar sind. Da der Preis der Farbenplatten fast nicht teurer ist als der gewöhnlicher Platten, dürfte die Erfindung Dr. Loudines alsbald in weiten Kreisen in Anwendung kommen, vorausgesetzt, daß ihre Überprüfung erweist, daß die bisher bekanntgewordenen Berichte zutreffen.

Eine Umwälzung in der Metallurgie kann durch eine Erfindung des Engländers H. Edwin Coley hervorgerufen werden. Insofern Metalle aus ihren oxydischen Erzen durch Reduktion gewonnen werden, dürfte das von der N. C. Metal-Comp. Limit., London, erworbene Herstellungsrecht bald eine weite Verbreitung finden, zumal seine Wirtschaftlichkeit für Eisen und Zink bereits erwiesen ist. Es handelt sich darum, zur Reduktion verwendete Kohle oder Koks — nur selten kommen Gase in Frage — durch Paraffinöl zu ersetzen, das im Braunkohlenteer in großen Mengen enthalten ist. Der Vorteil des neuen Verfahrens liegt vor allem darin, daß es sehr rationell arbeitet: bei Reduktion mit Kohle wird ja nur ein kleiner Teil des in ihr enthaltenen Kohlenstoffes seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt. Bei Paraffinölreduktion ist die Regulierung der notwendigen Kohlenstoffmenge viel leichter möglich. Auch die Konstruktion der Reduktionsöfen wird vereinfacht. Beim Zink geht man jetzt so vor, daß man das Erz in einen rotierenden Zylinder schafft, der auf über 1000° Celsius erhitzt worden ist. Im Innern des Zylinders ist ein wassergekühltes Rohr eingebaut, durch welches das Paraffinöl einfließt. Infolge der im Gefäß herrschenden hohen Temperatur spaltet sich das Öl sofort in seine Elemente, von denen dem Kohlenstoff — im statu nascendi (d. h. im Entstehungszustand) — eine bedeutend erhöhte Reduktionskraft gegenüber den bisherigen Verfahren zukommt, was in der sehr verkürzten Reduktionsdauer zum Ausdruck kommt.

Eine schwere Gefahr für Volksgesundheit und Volkswohl, mit der sich jetzt Ärzte, Chemiker und Juristen des öfteren — zuletzt auf der 90. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg im September d. J. — beschäftigten, betrifft gewisse Geheimmittel. Es ist eine wichtige Aufgabe für Zeitungen und Zeitschriften, auf diesem Gebiete aufklärend zu wirken. Im folgenden sollen einige Fälle aus einer langen Reihe solcher „Mittelchen“ herausgegriffen werden. Gegen Asthma, Nerven- und Augenschwäche, Auschlag, Magenleiden, Kopfschmerzen, Rheumatismus, Gallsucht, Schwindel, Schlaflosigkeit, Arterienverkalkung, Ischias, Herzleiden, Hämorrhoiden, Furunkulose, Diabetes, kurzum: gegen fast alle bekannten Krankheiten wird — gepulverter Leinsamen unter dem phantastischen Namen „Lipografectee“ empfohlen.

Diesen Namen bezahlen leichtgläubige Käufer zum doppelten Apothekerpreis. „Thalysia-Umstandstee“ verspricht, geburts erleichternd zu wirken, hält aber nicht sein Versprechen; es handelt sich hier um nichts anderes als um das Krautgewächs *Mitchella repens*. Zwanzigfach überzahlt wird der an sich wirkungslose „Spezialfrauentee“, der aus *Hepatica*-Blättern mit je 2% Eüßholz und Faulbaumrinde besteht. 60 g kosten „nur“ 6 RM. Das Universalheilmittel „Halmi“ wird in 100-g-Packungen für 1,80 RM. verkauft; es besteht aus — Ebereschepulver; seine Wirkung ist gleich Null. „Damendrages“, 50 Stück zu 12 RM., dürften nur 1 RM. kosten, denn sie bestehen lediglich aus gepulverten römischen Kamillen. „Hautfunktionsöle Diaderma“ — die natürlich auch gegen alle erdenklichen Leiden anwendbar sind — erweisen sich bei der Analyse als parfümiertes und gefärbtes Olivenöl. Viel Reklame wird für eine Flüssigkeit „Mythos“ (300 g 1,50 RM.) gemacht; dies mystische Naß ist nach Dr. W. Peyer wohl nichts anderes als ein mit Hilfe des Leepilzes hergestelltes Produkt im Werte von nur wenigen Pfennigen. „Künstliche Moorbäder“ erweisen sich als Eisendistillat! Der Käufer zahlt für 200 g 1,80 RM., statt ein paar Pfennige. Ein und dasselbe Produkt kann, wie man sieht, unter verschiedenen Namen sehr verschieden bewertet werden. 3,50 RM. zahlt man für „Siegers Schlaftropfen“, die, statt der auf den Etiketten angegebenen Hopfen- und Lindenblütenbestandteile, eine alkoholische Lösung von Terpeneol und Isoeugenol, bestenfalls 70 Pf. wert, enthalten. Wenn der Käufer besonders gut schlafen will — hat er keinen Schlaf, wird er trotz der Tropfen kein Auge schließen —, dann möge er noch ein „Siegers Schlafkissen“ für 8,50 RM. erstehen; aber er darf sich, so er sein müdes Haupt auf das kleine Pölksterehen legt, nicht erinnern, daß er gutes Geld für gewöhnliche Watte ausgegeben hat, denn sonst wird er bestimmt die ersehnte Ruhe nicht finden. Das amerikanische „Sanatogen“, eine „Gabe der Göttin der Gesundheit“, erweist sich als Kasein; ist man für 200 Dollar Sanatogen, dann hat man dasselbe erreicht, als wenn man für einen Dollar Weizenmehl gekauft und daraus eine Mehlspeise bereitet hätte. Der Direktor des Untersuchungsbüros der amerikanischen Ärzteschaft hat sich über die vielen Entfettungsmittel in folgenden Worten geäußert: „Es gibt zwei Arten solcher Mittel: entweder sie enthalten Schilddrüsenextrakt, dann sind sie wirksam, aber höchst gefährlich; oder sie enthalten ihn nicht, dann sind sie gänzlich unwirksam.“ Wenn man für 5 Pf. Borax in 1 Liter Wasser löst, hat man dasselbe Präparat vor sich, für das manche Leute, nur weil es sich „Muline“ nennt, 356mal mehr bezahlen!

In Amerika hält die Reklame für derartige Heilmittel, die meist gar keine heilende Wirkung auszuüben vermögen, manchmal sogar schädlich genannt werden müssen, den Rekord. Aber auch in den meisten anderen Staaten blüht der Geheimmittelschwindel. Fast ganz Europa könnte auf dem Gebiete der Bekämpfung dieses Schwindels die strengen und zweckmäßigen Gesetze wörtlich übernehmen, die in der neuen asiatischen Türkei erlassen worden sind. Die Regierungen müssen diesen Fragen ihr Augenmerk zuwenden und zumindest so fortschrittlich sein wollen, wie die Türkei es zu sein scheint.

Ing. R. C.

XII/38



Unterhaltende Literatur.

Romane, Novellen, Biographien und Gedichte.

Schenkt Bücher zu Weihnachten — schenkt nicht nur Radiogerät und Fußbälle, nicht nur Krawatten und Seidenstrümpfe, nicht nur Perlen und Kristall, schenkt auch Bücher! Und wenn ihr Bücher kauft, meint nicht, es müßten solche von ausländischen Autoren sein! Ein Märchen ist's, daß unser gegenwärtiges deutsches Schrifttum nichts taue. — Im folgenden seien einige Hinweise auf gute Bücher gegeben, hauptsächlich auf Neuerscheinungen. (Das soll nun aber nicht wiederum Literatur zu vergessen, über die im Dezemberheft des letzten Jahrganges ein kurzer Überblick gegeben wurde.)

Mythisch-schöpferische Kraft ist in dem niederdeutschen Dichter Hans Friedrich Blunck am Werke. In einer Trilogie: „Gewalt über das Feuer“, „Kampf der Gestirne“ und „Streit mit den Göttern“ hat er aus sich hieraus einen Mythos aus germanischer Urzeit geschaffen

im schlicht-monumentalen Stil einer alten Hel- den sage. Aus der Tierhaftigkeit der Eiszeit erwacht der Höhlenmensch zum Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, ersteigt die primitivsten und doch so ungeheuer wichtigen Stufen der Kultur, er- ringt „Gewalt über das Feuer“, gewöhnt sich an Geshaftigkeit, erster Künstlerischer und religiöser Instinkt regt sich, bewußte Liebe erwacht aus

Animalischem, zum ersten Male wird die Erde für das Samen Korn aufgerichtet. In der Steinzeit spielt sich dann der „Kampf der Ge- stirne“ ab: Geistiges, Weltanschauliches steht bereits im Mit- telpunkt dieser Handlung. Ull, der König, will den Dienst des Mondes, den Nachtschalt, durch den Sonnendienst verdrängen. Am Ende seines Lebens aber sieht er sich verlassen, verraten vom eigenen Fleisch und Blut. Nichts von billiger Symbolik drängt sich auf, und doch ahnen wir den tieferen Sinn. Im „Streit mit den Göttern“ dann, dem Roman der germanischen Bronzezeit, ist der Mensch schon über sich selbst prometheisch hinaus- gewachsen — in Weland, dem Flieger, ist bereits die schönste Blüte des Menschentums, ist das Genie entstanden, das zwischen den Göttern und den Menschen steht, freilich auch schon die Tragödie jedes über seine Grenzen hinausstrebenden genialischen Menschen erlebt.

In die früheste Kindheit des germanischen Menschen führt uns Blunck; an der Wende des Mittelalters, als der deutsche Mensch in eine neue Entwicklungsstufe durchbrach, hat Erwin Guido Kolbenheyer die Helden seiner Werke angesiedelt. Nicht eindringlich genug kam auf diesen großen Gestalter deutschen Schicksals hingewiesen werden, der insbesondere in seiner Paracelsus-Trilogie („Die Kindheit des Paracelsus“, „Das Gestirn des Paracelsus“, „Das dritte Reich des Paracelsus“) das vielleicht großartigste, tiefste epische Werk unserer Zeit geschaffen hat.

Möchten doch immer mehr Menschen den Zugang zu diesem Dichter finden, der mit einer Inbrunst sondergleichen den faustischen Weg des deutschen Menschen nachgeht. Leicht freilich macht er diesen Zugang nicht, er fordert innere Bereitschaft, aber er belohnt königlich; die Kritiker- phrase „man scheidet nicht ohne inneren Gewinn und seelische Bereiche- rung“ — hier ist sie wirklich einmal am Platze. Wer sich nicht gleich an den monumentalen Paracelsus heranwagt, der lese zunächst Kolbenheyers Spinoza-Roman „Amor Dei“, der zugleich ein ungemein lebendiges Stück niederländischer Staaten- und Kulturgeschichte darstellt, und den wunderbaren „Meister Joachim Pausewang“ aus der Jakob Böhme- Zeit. Mit modernen Problemen beschäftigen sich Kolbenheyers Romane „Montsalvasch“ (Frauenemanzipation) und „Das Lächeln der Penaten“ (Verhältnis des Künstlers zu Heim und Welt).

Die Geisteswenden eines Volkes werden durch seine Genies herauf-

geführt, sie sind die Bannerträger einer neuen Zeit und zahlen oft genug mit der Tragödie ihres eigenen Seins für ihre Unsterb- lichkeit. So Pa- racelsus an ei- nem Wendepunkt der deutschen Geistesgeschichte, so Friedrich der Große an einem anderen Ein- schnitt. Jeder Deutsche weiß um die schwere Jugend des gro- ßen Königs, und immer wieder haben sich die Dichter dieses verlockenden Stoffes bemäch- tigt. So auch Sofie Hoeh- stetter in ihrem Roman „Kö- nigskinder“. Der Hauptakzent ihrer Darstellung liegt auf der Geschichte jener innigen Verbun-



Weihnachtsplakette 1928.

Die in Eisenkunstguß ausgeführte Plakette (Größe 9 x 14,5 cm) ist zum Preise von 2,75 RM. durch das Lauchhammerwerk, Mitteldeutsche Stahlwerke Aktiengesellschaft, Lauchhammer in Sachsen, zu beziehen.

Entwurf: Karl von Mering, Köln.

denheit des Kronprinzen mit seiner Lieblingschwester Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Bayreuth, die, dem Bruder geistes- und art- verwandt, gleich ihm entseßlich in der freudlosen, spartanischen und von ständigen Intrigen durchsetzten Atmosphäre des Elternhauses leidet. Schwer fällt der Schatten des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm auf die Kinder, und doch wird verständlich: dieser Despot und Polterier meint es im Grunde ehrlich und gut, in all seiner Robheit dient er auf seine Weise einem Ideal, dem Staate, und wird so letzten Endes dem größeren Cohn wider Willen zum Vorbild. Der Dichterin Buch, das diese Jugend der beiden Königs Kinder gestaltet, fesselt aufs höchste: Sofie Hoehstetter hat Geist, Temperament, Scharm und weiß das Atmosphärische ungemein dicht zu geben. Das Buch ist erfüllt von Stimmungskraft und unter- irdischer Leidenschaft.

„Auf bescheidene Weise ein Sinnbild deutschen Volkstums, ein Bruchteil unserer Geschichte, deutsches Schicksal“ wollen auch Wilhelm Schäfers „Anekdoten“ sein, die jetzt erstmals in einem Band gesammelt vorliegen. Sie gelten den Freunden seiner Kunst längst als ein wahrhaft klassisches Buch; freilich setzen sie eine gewisse geistige Kultur beim Leser voraus,

sollen sie in ihrer ganzen Feinheit erfasst werden. So mühelos erzählt sie scheinen, so wollen sie doch Satz für Satz innerlich errungen sein, denn diese Geschichten wollen dem Leser „etwas anderes geben als rasch verschlungene Gegenständlichkeit“, immer wollen sie „von der Seite her in die Weltgeschichte leuchten“. Wilhelm Schäfer gehört zu jenen wenigen Dichtern, in denen das Verantwortungsgefühl des Künstlers vor seinem Volke ganz besonders ausgeprägt ist; Dienst an der Gemeinschaft ist der Antrieb seines Schaffens. Im Lichte solcher Anschauung stehen auch seine großen biographischen Romane „Karl Stauffers Lebensgang“, „Huldreich Zwingli“ und „Lebenstag eines Menschenfreundes“ (Pestalozzi), auch seine „Novellen“ (darunter solche Juwelen deutscher Sprachkunst wie „Hölderlins Einkehr“) und sein Monumentalwerk „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“, eine „Saga von Leben und Leiden unseres Volkes“.

Schäfers geistige Spannweite reicht in den „Anekdoten“ von der burlesken Schnurre bis zur heiligen Legende. Um ähnliches, wenn auch nicht mit derselben schöpferischen Kraft, müht sich Hans Frand, der Mecklenburger, in seinen sieben mal sieben Geschichten, die er unter dem Titel „Der Regenbogen“ gesammelt hat. Die deutsche Geschichte von den Urfängen bis zur Gegenwart wird thematisch umspannt. Einige dieser Stücke sind recht harmlos, andere aber nähern sich der Anekdotenkunst Schäfers. Soeben ist übrigens von Hans Frand, der auch einen so erschütternden Roman wie „Meta Roggenpoord“ geschrieben hat, ein neues Novellenbuch „Recht ist Unrecht“ erschienen, dessen farfarenstarker Titel schon bezeichnend ist für den dramatisch bewegten Impuls seiner Erzählkunst. Frand spannt immer, weiß dabei aber die von ihm bevorzugte Grelleheit der Stoffe trotz mancher Übersteigerungen stets psychologisch zu vertiefen; hinter seinem oft flodernden Pathos erspürt man das „heilig glühende Herz“ des ringenden Künstlers.

Zu den wertvollsten und anregendsten Büchern gehören Memoirenwerke und autobiographische Romane. In den letzten Jahren sind verschiedene solcher besonders reifer und reicher Darstellungen erschienen. Ich nenne Heinrich Federers Jugenderinnerungen „Am Fenster“ und den vor kurzem aus seinem Nachlaß herausgegebenen Band „Aus jungen Tagen“, ferner seines Landsmanns, des Schweizer Bauern- dichters Alfred Hugenbergers köstliche „Brunnen der Heimat“. Jakob Schaffner hat in „Johannes“, der bekannte Kunstfälscher Karl Scheffler in seinem „Jungen Tobias“ jeder ein Werk von seltener psychologischer Eindringlichkeit gegeben. In zwei Bänden, „Eine Kindheit“ und „Verwandlungen einer Jugend“, hat uns Hans Carossa, der Münchener Arzt und Dichter, den Roman seiner Jugend geschenkt, und es gibt kaum ein Duzend anderer Bücher, die diesem Bericht, der zugleich Rechenhaft ist, an besetzter Schönheit gleichkämen. Dabei ist gar nichts Unwählendes erzählt: geschilbert, nein: gestaltet ist eine alltägliche Kindheit in einem bairischen Arzthaus, eine Jünglingszeit in einem bayerischen Internat, wo die Wandlung aus „Verwunschenheit und Vertäuschtheit zu wacher, gesammelter Klarheit“ sich vollzieht. Und mit herb-feinen Strichen zeichnet der Dichter, der über eine zuhobvolle, adelige, geschmeidige und doch männliche Prosa verfügt, eine kerndeutsche Landschaft, daß man sie mit Ebene und Berg und Fluß als besetzten Organismus nacherlebt. In seinem „Rumanischen Tagebuch“ dann, dem Bericht des Bataillonsarztes Carossa, hat er eines der ganz wenigen Kriegsbücher geschrieben, das man in seiner Echtheit, seiner Stimmungskraft, seinem schönen Menschentum immer wieder lesen kann. Unvergesslich prägen sich einzelne Bilder gleich großen Symbolen ein.

Ein erschütterndes Dokument aus dem Kriege, das in seiner Unaufdringlichkeit lauter, mahnender zu uns spricht als Bände historischer und politischer Werke, stellen auch die „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ dar, die Philipp Witkop gesammelt und herausgegeben hat. Thomas Mann hat dieses Buch mit Recht das „ergerfindendste Gefallenendenkmal“ genannt. Daß der Krieg doch etwas anderes ist als nur Sinnlosigkeit und Schlächterei, daß der Kriegsgott ein Janusantlitz trägt wie jedes elementare Ereignis, das erhellt aus diesen Hunderten von Briefen junger Menschen, in denen der Opfergedanke als Heiliges, als Triebkraft lebte. Das leuchtende Sternbild der Pflicht stand über diesen Studenten, die ihre Hingabe ans Vaterland mit dem Tod besiegelten. Angesichts dieses Buches hat aller Prinzipienstreit für und wider den Krieg zu schweigen, hier gilt nur eines: Ehre diesen Toten!

Von ausländischen Autoren seien hier nur zwei genannt: Knut Hamsun, der Magnus aus dem Norden, der uns schon so viele unsäglich schöne Bücher schenkte, stellt in den Mittelpunkt seines letzten Romans „Landstreicher“ einen armen Fischerjungen aus einem norwegischen Dorf, der auf der Glücksfuche in allerlei Erlebnisse und Abenteuer verwickelt wird. Das Auf und Ab dieses Lebens ist ein Spiegel der Welt. Man kann es schwer in Worte fassen, was eigentlich den Reiz der Hamsunschen Erzählkunst ausmacht — es wird im Grunde des Dichters Gesinnung sein, dem nichts Menschliches fremd ist. — Ein urwüchsiges Talent, echtes Kind seiner reichen Heimatscholle, ist Felix Zimmermans, der Flame, der uns vor Jahren schon in seinem „Pallaster“ mit kernhaft-niederdeutschem Humor köstliche Bilder aus einem bodenständigen Volkstum, einer gesegneten Landschaft gab. Im „Licht in der Laterne“ lernten wir auch seinen zarten Griffel kennen, der behutsam geruhfame Legenden hinstreift. Etwas viel Weihrauch lag über dem „Pfarrer vom blühenden Weinberg“. In seinem jüngsten Buch „Pietre Breugel“

hat Zimmermans aus richtigem Instinkt heraus einen artverwandten Landsmann zum Objekt seiner Schilderung gewählt: den alten „Höllens-Breugel“, den destigigen Genremaler, dessen Bilder von ebensolcher robusten Vitalität strotzen wie seines Biographen Bücher.

Es gibt Gott sei Dank immer noch Leute, die Gedichtbände kaufen, wenn sie auch dünn gefüllt sind (die Käufer nämlich!). Der Dichter von heute, der einen Lyrikband vorlegt, muß sich seine Gemeinde erst durch andere Werke geschaffen haben. Es seien hier keine einzelnen lyrischen Bände besprochen, nur ein paar Dichter seien genannt, die in letzter Zeit Lyrik veröffentlicht haben und deren Namen schon hohes Niveau gewährleisten: E. G. Kolbenheyer, F. Schaffner, H. H. Ehrler, B. v. Münchhausen, Ina Seidel, Agnes Miegel. — Im allgemeinen wird Lyrik nun einmal in Anthologien genossen und gekauft. Die neueste Auswahl von einigem Umfang, die einen Überblick über die deutsche Lyrik unserer Tage vermittelt, ist die von Albert Sörgel unter dem Titel „Saat und Ernte“ herausgebrachte, in der die Autoren selbst eine charakteristische Auswahl unter ihrer Produktion getroffen haben. Im übrigen sei auf die albenährten Anthologien aufmerksam gemacht: die beiden Bücher der „Ernte“, herausgegeben von Will Vesper (in der über alles Lob erhabenen Sammlung „Bücher der Rose“ des Verlages Langewiesche-Brand in Ebenhausen) und die von Abenarius zusammengestellten Bände: „Hausbuch deutscher Lyrik“, „Das Balladenbuch“ und „Das fröhliche Buch“.

Wer sich im Chaos der täglich anstürmenden Literatur zurechtfinden, wer sich einen Überblick über die deutsche Literatur der neueren und neuesten Zeit verschaffen will, der benutze als Führer eine der mehr oder weniger umfangreichen Literaturgeschichten, die von verschiedenen Inhabern germanistischer Lehrstühle verfaßt sind, — buchen wir es übrigens als bedeutsames Plus, daß die Forschungen der Literaturprofessoren nicht mehr wie ehemals bei Goethes Tod Halt machen, sondern mutig und verantwortungsbewußt das literarische Leben der Gegenwart einbegreifen. Der Frankfurter Hans Naumann, der Greifswalder Wolfgang Stammler, der Freiburger Philipp Witkop sind in den letzten Jahren mit Darstellungen der deutschen Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart hervorgetreten. Eine der besten Darstellungen scheint mir die „Deutsche Dichtung in neuer Zeit“ des Kölner Professors Friedrich von der Leyen zu sein, der die richtige Mitte hält zwischen Einzelmonographie und Literaturlexikon, maßvoll und klug im Urteil ist und die Hauptlinien der geistesgeschichtlichen Umschichtungen in den beiden letzten Generationen deutlich hervortreten läßt. — Unentbehrlich jedem Literaturfreund sind auch Albert Sörgels Bücher, der in der neuen Folge „Im Banne des Expressionismus“ die Dichtung und die Dichter der neuesten Zeit behandelt. Die Vorzüge von Sörgels Art, Literaturgeschichte anzupacken, sind seine stupende Belesenheit, seine Einfühlungskraft in die verschiedenartigsten künstlerischen Persönlichkeiten, sein didaktisches Talent, das Wesentliche herauszustellen, und nicht zuletzt seine klare allgemeinverständliche Darstellungsweise. In anschaulicher Weise versteht Sörgel im vorliegenden Band die Wurzeln einer vielfach verkannten, überhöhen und unterschätzten Kunstrichtung bloßzulegen, die Vorläufer einer organisch aus der Zeit herauswachsenden Stilgesinnung und ihre Erfüller zu kennzeichnen und so den Expressionismus als das zu werten, was er ist: Ausdruck eines Lebensgefühls, das, wenn auch oft mit unzulänglichen Mitteln, sinnvolle Deutung der Welt erstrebte.

Unsere Zeit hat die fatale Neigung, alle künstlerischen Dinge möglichst zu komplizieren. Und daher tut uns nichts bitterer als die Einkehr zu uns selbst, die Besinnung auf die verschütteten Quellen unseres Volkstums. Deshalb begrüßen wir ganz besonders den von Reichskunstwart Edwin Redslob im Delphinverlag herausgegebene Sammlung „Deutsche Volkskunst“, deren überaus reich bebilderte Einzelbände jeweils eine deutsche Landschaft umfassen. Das Haus und sein Mobiliar und die Gebrauchsgegenstände des Alltags, die ein noch bodenständiges Bauern- und Bürgertum einst geschaffen und mit seinem Geist erfüllt hat, sind hier festgehalten. Wenn man die Bände durchblättert — mir liegen die von Franken, Westfalen und Rheinland vor —, so ist man erstaunt und ergriffen angesichts des Ideenreichtums, der einem Blatt für Blatt entgegenpringt. Anregungen aller Art kann unser modernes Handwerk und Kunstgewerbe, das häufig genug aus Routine heraus, statt aus Gesinnung heraus, arbeitet, aus diesem Jungbrunnen schöpfen. Jeder Band wird von einem genauen Kenner eingeleitet. — In diesem Zusammenhang sei auf eine eigene Veröffentlichung von Edwin Redslob hingewiesen: „Garten der Erinnerung“ nennt er ein reizend illustriertes Büchlein, das Erinnerungen an die Weimarer Kindheit des Verfassers beschwört. Familienzusammenhänge verknüpfen ihn mit Weimars großen Namen, seine Großmutter war noch bei Goethe zu Gast. Der Hauch alter Kultur liegt über den feinsinnigen Skizzen.

Für schmale Geldbeutel kunstliebender Menschen genüge ein Hinweis auf die bekannten „Blauen Bücher“ des Verlages Langewiesche, Königstein i. L.; diesem Verlagsunternehmen, das deutsche und fremde Kunst, alte und neue, vermittelt, ist nicht leicht Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Die Blauen Bücher sind vollstänlich im schönsten Sinn.

Besonders beliebt bei der deutschen Leserschaft sind Reisewerke. Und das mit Recht. Sie weiten den Horizont, indem sie mit fremdem Volk und Land bekannt machen, sie regen die Phantasie an, sie vertiefen die Liebe zur Natur. Ein Nachteil solcher Werke: sie sind meist teuer! Es gibt aber auch Ausnahmen. Wer sich mit geringen Kosten eine Bibliothek

hochwertiger Reiseliteratur beschaffen will, der greife zu den Bänden der ausgezeichneten Sammlung „Reisen und Abenteuer“ des Brockhaus-Verlags; in ihnen kommen Führer berühmter Expeditionen, Weltentbummler und Abenteuer zu Wort und erzählen von ihren Erlebnissen im Kampf mit widrigen Elementen und Menschen. — Ein Meister anregender Beschreibung ist Arthur Heye, der in seinen Büchern „Wanderer ohne Ziel“ und „Unterwegs“ packende Skizzen aus einem abenteuerlich buntfarbigen Leben in allen Erdteilen gibt.

Erlebnisse eigener Art sind es, die Bengt Berg, der Schwede, sucht. Er belauscht das Tierleben in der Natur, und seine Abenteuer sind oft nicht weniger aufregend als auf Süd- und Nordpolfahrten. Bergs Tierbücher gehören zum Schönsten, was es überhaupt im gegenwärtigen Schrifttum gibt; seine Aufnahmen — oft Ergebnis unsäglicher Strapazen und Geduld — muten mitunter wie Märchen an. Jeder Freund der Natur und der Wunder in ihr wird von diesen Büchern begeistert sein, wird den Mann, der sie schuf, lieben. Sein letztes Werk ist „Lookern“, dem See der wilden Schwäne gewidmet: in der schwedischen Ebene liegt dieses leichte Gewässer, ein Dorado aller möglichen Vögel: Schwäne, Regenpfeifer, Bachstelzen, Rohrammern, Kibitze, Bekassinen, Laucher, Wildenten und viele andere mehr nisten im Gebüsch des Sees, und alle hat sie Bengt Berg auf die Platte gebannt, obwohl das oft schwerer hielt als sie zu schießen.

Ein Dichter der Kamera ist auch Kurt Hielscher, dessen hervorragendes Buch „Deutschland. Baukunst und Landschaft“ in tieferem Sinne diese Rundreise durch die deutsche Literatur beschließen möge. Aus diesem Bilderbuch funkelt uns die deutsche Seele in all ihrer Vielgestaltigkeit entgegen. Jeweils deutscher Landschaft und Kunst hat Hielscher unter Tausenden von Aufnahmen ausgewählt. Nord und Süd, Ost und West sind vertreten. Hochtäler der Alpen, heimelige Winkel in Neckar- und Mainstädtchen, ragende Dome am Rhein, verunsicherte Stimmungen aus westfälischer Heide und masurischer Einsamkeit, Ratsfale in Hansestädten, Wartburg, Weimar, Sanssouci — jedes Bild ist ein Kleinod. Hier weben alle guten Geister deutscher Seele; Landschaft und Kunst schließen sich in manchen Bildern zu wahrhaft hinreißender Harmonie zusammen. Weit über 100 000 Exemplare dieses Buches sind schon verkauft — das ehrt seinen Schöpfer und den deutschen Leser gleichermaßen. Denn heute mehr wie je gilt Schopenhauers Wort, daß die Bücher zwar nicht gut oder schlecht machen, wohl aber besser oder schlechter.

Dr. R. Fuß.

Die hier benannten Bücher sind in folgenden Verlagen zu nachstehenden Preisen (meist Ganzleinenbände) erschienen):

Blund, F. H.: „Gewalt über das Feuer“, 7,50 RM.; „Kampf der Gestirne“, 7,50 RM.; „Streit mit den Göttern“, 7,50 RM.; sämtlich bei E. Diederichs, Jena.

Kolbenheyer, E. G.: „Die Kindheit des Paracelsus“, 12,50 RM.; „Das Gestirn des Paracelsus“, 11,50 RM.; „Das dritte Reich des Paracelsus“, 12,50 RM.; „Amor Dei“, 8 RM.; „Meister Joachim Pauserwang“, 11 RM.; „Montsalvasch“, 9 RM.; „Das Lächeln der Penaten“, 7 RM.; sämtlich bei Georg Müller, München.

Hoechstetter, E.: „Königskinder“, 6 RM., bei R. K. Köhler, Leipzig. Schäfer, W.: „Die Anekdoten“, 12 RM.; „Eine Chronik der Leidenschaft“, 7 RM.; „Zwingli“, 8 RM.; „Lebensstages eines Menschenfreundes“, 8 RM.; „Novellen“, 10 RM.; sämtlich bei Georg Müller, München. „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“, 8 RM.

Brand, H.: „Der Regenbogen“, 8 RM.; „Recht ist Unrecht“, 10 RM.; beide bei H. Haessel, Leipzig.

Federer, H.: „Am Genfsee“, 7,50 RM.; „Aus jungen Tagen“, 5 RM.; beide bei G. Grote, Berlin.

Huggenberger, A.: „Die Brunnen der Heimat“, 5 RM.; bei L. Staackmann, Leipzig.

Schaffner, F.: „Johannes“, 7,50 RM.; bei Union Deutsche Verlags-Ges., Stuttgart.

Scheffler, R.: „Der junge Tobias“, 8,50 RM.; im Insel-Verlag, Leipzig.

Carossa, H.: „Eine Kindheit“, 6 RM.; „Verwandlungen einer Jugend“, 6 RM.; „Rumänisches Tagebuch“, 6 RM.; sämtlich im Insel-Verlag, Leipzig.

Wittkop, Ph.: „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, 5,50 RM.; bei Georg Müller, München.

Samson, R.: „Landstreicher“, 10 RM.; bei A. Langen, München.

Zimmermans, F.: „Pieter Breugel“, 7 RM.; im Insel-Verlag, Leipzig.

Sergel, A.: „Saat und Ernte“, 8 RM.; im Deutschen Verlagshaus Bong, Berlin.

Besper, W.: „Die Ernte“, je 3 RM.; bei Langewiesche-Brand, Ebenhausen.

Avonarius, F.: „Hausbuch deutscher Lyrik“, 6 RM.; „Das Balladenbuch“, 7,50 RM.; „Das fröhliche Buch“, 7,50 RM.; sämtlich bei G. D. W. Callwey, München.

v. d. Leyen, F.: „Deutsche Dichtung in neuer Zeit“, 10 RM.; bei E. Diederichs, Jena.

Soergel, A.: „Im Banne des Expressionismus“, 24 RM.; bei R. Voigtländer, Leipzig.

Redstob, E.: „Deutsche Volkskunst“, jeder Band kart. 7,50 RM., Pappe 8,50 RM., Leinen 9,50 RM.; Delphin-Verlag, München.

Redstob, E.: „Garten der Erinnerung“, 6 RM.; bei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg.

„Die Blauen Bücher“, jeder Band 2,20 RM., Doppelband 3,30 RM.; im Verlag Langewiesche, Königstein i. L.

„Reisen und Abenteuer“, jeder Band 2,80 bis 3,50 RM.; im Verlag Brockhaus, Leipzig.

Heye, A.: „Wanderer ohne Ziel“, 5,75 RM.; „Unterwegs“, 6,50 RM.; beide im Safari-Verlag, Berlin.

Berg, Bengt: „Lookern“, 10,50 RM.; bei Dietrich Reimer, Berlin.

Hielscher, K.: „Deutschland“, 26 RM.; bei E. Wasmuth, Berlin.

Bastelbücher.

Meine Kinder sind über das Alter hinaus, daß ich noch — wie ich es früher so gern tat — für sie basteln könnte, und Enkelkinder, für die ich es wieder tun könnte, habe ich noch nicht. Aber als mir jüngst einige Bastelbücher der Grandt'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart vor die Augen kamen, da blätterte ich und blätterte ich, und ich hätte mich am liebsten hingesezt und wieder gebastelt. Wenn man Vater oder Großvater ist, wenn man in Kindern oder Enkeln begeisterte Mithelfer, Bewunderer und Abnehmer für seine Kunstwerke hat, dann macht das Sägen, Hämmern, Nageln, Leimen, Zeichnen und Malen einen Riesenspaß und hat auch Zweck. Vor allem ist der erzieherische Wert für die zusehenden und mithelfenden Nutznießer solcher spielerischen Arbeit nicht zu unterschätzen; sie regt zum Nachdenken an, weckt praktische Talente, die bisher verborgen waren, fördert den Gestaltungstrieb, der in jedem Menschen schlummert, macht jeden, die Alten wie die Jungen, zu einem „Schöpfer“. Wenn er auch nur Spielzeug erschafft — etwas von dem großen schöpferischen Menschengestalt steckt doch in all diesen niedlichen Dingen. Aber wieviel Irrwege muß man gehen, wenn man aus sich selbst heraus ohne Anleitung, ohne die Erfahrung von Vorgängern zur Verfügung zu haben, sich ans Werk gibt! Wieviel Zeit geht verloren, wieviel Material wird verpfuscht! Jedes Jahr um die Weihnachtszeit erreicht der Basteltrieb bei alt und jung seinen Höhepunkt. Und darum ist auch der Wunsch, geeignete praktische Anleitung zu finden, in diesen Wochen vor dem Fest besonders intensiv, wo die Natur draußen Stück für Stück ihres Herbstgewandes ablegt und sich mit den Attributen des Winters schmückt, wo das muntere Spiel im Freien immer mehr eingeschränkt wird. Darum seien allen Bastlern und solchen, die es werden wollen, die nachstehenden Bücher des genannten Verlages empfohlen:

Griffemann, „Bastelbuch für Väter“, mit 113 Abbildungen. — Hier lernt man — auch Väter müssen lernen, liebe Kinder! — Werkzeuge, Baustoffe usw. für den Spielzeugbau kennen. Man findet Anregungen und Modelle für Wagen und Gespanne, für Motorräder, Luftfahrzeuge und Automobile (fogar für „selbstfahrende“ mit Gummi-„Motor“), für Eisenbahnen und Wasserrfahrzeuge, für Häuser, Hallen, Großstadtbahnhöfe, für Menagerien, für zahme und wilde Tiere, für Puppen und Puppenstuben, schließlich auch für Lipputraum aus Nusschalen und Streichholzschachteln. Für Väter, die ihren Kindern und sich selbst Freude machen wollen, und für Onkels, die sich gerne von Neffen und Nichten bewundern lassen, ist dieses Buch eine unerschöpfliche Fundgrube und ein wertvoller Lehrmeister. (Aber, liebe Grandt'sche Verlagsbuchhandlung, ist der Preis von 5,20 RM. für 127 Seiten wirklich ganz gerechtfertigt?)

„Bastelbuch, Wegweiser für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit“ (192 Seiten mit über 500 Bildern, geb. 4 RM.). — Neben dem Spiel geht dieses zweite Buch vielfach aufs Praktische ein. Der Bastler kann nach den anschaulichen Anleitungen seine Klingelanlage, seine Tischlampe, eine Spülbank für die Küche und viele andere brauchbare Gegenstände selbst fabrizieren. Auf allen Seiten wird Anregung gegeben, den Gedanken „Hilf dir selbst“ in die Tat umzusetzen.

Batter, „Handwerksbuch“ (222 Seiten mit 181 Abbildungen, im Ganzleinen 5,60 RM.). — Das dritte im Bunde der Bastelbücher ist nun schon mehr ein praktisch-gewerbliches Lehrbuch. Es gibt eine Schilderung der Werkstattpraxis und Aufschluß über viele technische Fragen. Es behandelt die Einrichtung einer Werkstatt, die verschiedenen Arbeitsmethoden, die Bearbeitung von Holz und Metall, macht vertraut mit der Technik des Entwurfs und Planmachens und regt über das Handwerksmäßige hinaus zu geistiger, individueller und praktisch wertvoller Arbeit an.

Jugend, Technik und die Welt von heute.

Hans Dominik, „Im Wunderland der Technik“ (364 Seiten mit 182 Abbildungen, geb. 4 RM., Verlag von Richard Bong, Berlin). — Im Bong's Jugendbücherei, die unter dem Leitwort „Was unsere Jugend kennen sollte“ sich mit Recht eines guten Ansehens erfreut, ist als achttes Werkchen eins erschienen, das über das Wie und Warum der uns umgebenden technischen Dinge Auskunft gibt. Wie viele technische Vorgänge, die uns täglich immer wieder beschäftigen, erscheinen uns ganz

selbstverständlich, so daß wir gar nicht mehr nach Einzelheiten fragen oder sie erforschen! Daraus ergibt sich für weite Kreise, namentlich für die Jugend, ein Nichtwissen, das bedauerlich ist, denn es wird nur die äußere Erscheinung bewertet, nicht aber der innere Zusammenhang erkannt. Wohl ist das Interesse vorhanden, aber es bedarf der Förderung. Hans Dominik ist der Mann dazu, kurze allgemeinverständliche Darstellungen einer Reihe von technischen Wundern zu geben, die unsere heutige Kultur mit ausmachen. Wem daran liegt, die wichtigsten Richtlinien und Erzeugnisse der Technik von heute in leichter, flüssiger Form und Sprache, unter Vermeidung aller Mathematik und alles Ballastes, zu lesen und kennenzulernen, der möge sich an dieses der Jugend gewidmete, aber auch für erwachsene Menschen sehr lesenswerte Buch halten. Eine wunderbare Schilderung der „Energie“ eröffnet den Reigen fesselnder Kapitel, dem „Riesen Dampf“ ist ein Aufsatz gewidmet, des „Feuers Macht“ und des „Wassers Kraft“ finden ihre Darstellung, und so geht es weiter in bunten Bildern zum Motor, zu „gelehrigen Sklaven“ (Werkzeugmaschinen), zur Schilderung von Lokomotiven, Flugzeugen, Radio — alles in dichterisch geschauten und künstlerisch gemalten Bildern moderner Technik.

„Durch die weite Welt“ ist der Titel eines fesselnden und reich illustrierten, im 6. Jahrgang erscheinenden „Jahrbuches für Natur, Sport und Technik“ mit farbigen Tafeln, 280 Seiten und 400 Textbildern (Grandhofsche Verlagshandlung, Stuttgart, Preis 5,60 RM.). Das ist so recht ein Buch für die Jugend, vor allem für die Jungen. Was es da alles zu sehen und zu lesen gibt! Spannende Erzählungen und Abenteuer aus aller Welt, Schilderungen aus der Natur mit ihren Wundern und Wunderwerken, aus Sport und Technik, ergänzt durch allerlei Aufgaben, Rätsel und Scherze. Daß die Bastelei nicht zu kurz kommt, ist bei einem Jugendbuch selbstverständlich. Das ist ein Buch, das etwas Romantik hineinträgt in die Jugendzeit eines technischen Zeitalters, dem der Sinn zur Romantik der Jugend leider langsam zu entschwenden droht.

D. L.

„Aus vierunddreißig Jahren Luftfahrt“. Persönliche Erinnerungen von Georg v. Tschudi. (Geheftet 7,50 RM., in Ballonleinenband 9 RM.). Major v. Tschudi, der weltbekannte Führer der deutschen Luftfahrtbewegung, hat das Erscheinen seiner Erinnerungen nicht mehr erleben dürfen. Am 8. Oktober 1928 schloß er die Augen für immer, zu der gleichen Zeit, als sein letztes Organisationswerk, die Internationale Luftfahrt-Ausstellung („Ila“) ihre Tore öffnete. — Tschudis Buch ist mehr als ein persönliches Memoirenwerk, es ist ein geschichtliches Dokument und ein Vermächtnis an die Generation, die das Erbe alter Luftfahrtpioniere zu tragen hat. In kurzen, immer fesselnden Abschnitten macht Tschudi den Leser mit den ersten Versuchen bei der Luftschifferabteilung in Berlin bekannt, erzählt von tragischen Probefahrten „lenkbare“ Luftschiffe schon lange vor Zeppelin, ruft Zeiten zurück, als Andree zu seiner Polarfahrt im Freiballon rüstete und Otto Lilienthal bei Steglitz seine ersten Gleitflüge ausführte. Dann erlebt der Leser noch einmal das große Werden in der Luftschiffahrt und im Flugwesen: Zeppelin, die „Ila“ 1909 in Frankfurt, Johannisthal, den Deutschen Rundflug und vieles andere, bis dann der Krieg in die Entwicklung eingreift und schließlich Chamberlins Ozeanflug nach Deutschland die Erinnerungen abschließt. Tschudi ist weit davon entfernt, in seinem Buche eine geschlossene Entwicklungsgeschichte der deutschen Luftfahrt geben zu wollen. Die dreunddreißig Kapitel bilden einzelne, in sich geschlossene Momentbilder persönlichen Erlebens, und nur von Zeit zu Zeit hält der Verfasser in seinem Bericht an, um einen kleinen Abseher zu machen oder einem besonders kläglichen Problem zu Leibe zu gehen. Die ganze Darstellung wird von jenem kampfesfrohen Humor getragen, der den Menschen Tschudi bei Lebzeiten auszeichnete, und der auch jetzt dem Werk eine überzeugende Lebenswärme verleiht. Nicht unerwähnt bleiben dürfen die fünfzig Illustrationen, unter denen sich manche seltene Aufnahme befindet. Das Buch darf einer dankbaren Lesergemeinde weit über Luftfahrerkreise hinaus gewiß sein.

W. S.

„Luftfahrt ist not!“ Herausgegeben von Ernst Ränger unter dem Protektorat des Deutschen Luftfahrt-Verbandes (Verlag von Wilhelm Andermann, Berlin. In Ganzleinen-Prachtband 49,50 RM.). In der populären deutschen Luftfahrt-Literatur steht dieses Werk, was Reichhaltigkeit und Ausstattung angeht, einzig da. Ein hervorragender Stab von Mitarbeitern, die sich einen Namen weit über Fachkreise hinaus gemacht haben, behandelt auf 400 Textseiten das gesamte Gebiet der Luftfahrt mit Ausnahme des Freiballons. Vom fliegenden Tier führt der Weg zum fliegenden Menschen. Von den Versuchen Altmeister Otto Lilienthals an wird die Entwicklung von Motorflugzeug und Luftschiff behandelt bis zum modernen Verkehrs- und Sportflugwesen. Flugzeugbau, Flugmotor, Kunstflug und Segelflug, Ortung, Seefliegerei, Amerikaflüge, Luftpolitik und manches andere Gebiet wird in klaren und umfassenden Aufzügen dargelegt und durch gute Bilder und Zeichnungen erläutert. Spannende Kapitel führen in die Jahre zurück, als die Luftwaffe Zeugnis für ihre große Bedeutung ablegte. Einige Namen aus dem Mitarbeiterkreis seien herausgegriffen: v. Langsdorff, der Inhaber des Welthöhenrekordes für Leichtflugzeuge, Oberlt. z. S. Frey, zuletzt Kommandant des Marine-Luftschiffes L 64, die Staffelführer Ritter v. Krausser und v. Schleich, Kapitänlt. v. Gronau, Sieger im Seeflug-Wettbewerb 1926, Hauptm.

Fischer v. Poturzyn, Nachrichtenchef der Junkerswerke, die Segelflieger Stamer und Lippisch usw. Erwähnt zu werden verdienen auch die schönen Aquarelle von W. Petersen.

Staatsminister a. D. v. Dominicus, der 1. Vorsitzende des Deutschen Luftfahrt-Verbandes, hat dem Werk ein Geleitwort gewidmet, in dem er auf die Notwendigkeit hinweist, daß das tatkräftige Interesse aller Deutschen für unsere Luftfahrt gewonnen werden muß. Dieser Aufgabe zu dienen, ist das Buch in hohem Maße berufen. Als hochwertiges Geschenkwerk wird es jeder Bibliothek inhaltlich und äußerlich zur Zierde gereichen. Nicht jeder wird den hohen Preis erschwingen können, aber jede Bücherei sollte das Buch besitzen, das an sich eine kleine Spezialbibliothek ersetzen kann, und jeder, der sich für Luftfahrtfragen interessiert und Gelegenheit hat, dieses Werk in einer öffentlichen oder privaten Bibliothek einzusehen, sollte sich diese Möglichkeit nicht entgehen lassen.

Hinter dem bescheidenen Titel „Praktisches Wissen“ (Verlag Philipp Reclam Jun., Leipzig — in Halbleder 24 RM.) verbirgt sich ein über 800 Seiten starkes Werk in Lexikonformat, das mit fast 1000 Bildern, 16 Seiten Atlas und ebensoviel farbigen Tafeln eine blickverwirrende Fülle von Aufzügen aus allen Wissensgebieten enthält. Während ein Roman, und sei er auch noch so gut, nach ein-, zwei- oder — im besten Falle — dreimaligem Gesehensein seinen weiteren Daseinszweck darin finden muß, lediglich eine „Zierde des Bücherschranks“ zu sein, wird Reclams „Praktisches Wissen“ diesem Schicksal einfach nicht verfallen können. Dafür enthält es viel zu viel klare und geschulte und richtige Antworten auf alle möglichen Fragen und Probleme, die den Menschen der Gegenwart von allen Seiten her bedrängen, und über die er sich sonst aus tiefgründigen, wissenschaftlichen Werken oder aus dem dicken zwölf- bis vierundzwanzigbändigen Lexikon Aufklärung zu verschaffen sucht. Von der „Äpoche der Erde“, Tier- und Menschheitsgeschichte“ bis zur „Hausgartenpflege“, von der „Relativitätstheorie“ bis zum „Jiu-Jitsu“, von der „Straßenverkehrsordnung“ bis zum „Offenbarungszeit“, von den „Grundzügen des Patentrechts“ bis zu den „Kinderkrankheiten und ihrer Verhütung“, von „Stricken, Häkeln und Filieren“ bis zum „Hausaquarium“, von „Mendel, dem Pfadfinder in der Erbsforschung“ bis zur „Anlage eines Hühnerstalles“ umschließt das Werk schließlich alles, wovon man wenigstens gern „eine Ahnung haben“ möchte, in fast 400 Aufzügen, unter denen in jedem einzelnen Falle als Verfasser Namen stehen, die in der Fachwelt und im Schrifttum einen guten Klang haben.

Und der Gesamteindruck: ein lebendiges Buch, das niemals zu totem Inventar wird und — das wirklich „preis-wert“ ist.

Technik als Unterhaltung für alle.

„Physik für alle“ (zwei Bände mit je 325 Seiten und fast 400 Bildern, je 16 RM.) und „Elektrotechnik für alle“ (mit 600 Seiten und fast 700 Bildern, Preis 18 RM.). Beide von Hanns Günther, Verlag Dieck & Co. (Grandhofs technischer Verlag, Stuttgart). Der Verfasser ist der Berufene, dem deutschen Volk in allen Schichten, dem Gebildeten wie dem Arbeiter und Handwerker, den Weg zu den Grundlagen der modernen Technik zu zeigen, zur Physik. Er behandelt in dem ersten der beiden Werke Schall, Wärme und Licht, in dem andern nach Erörterung der Grundlagen der Elektrotechnik die elektrischen Größen und ihre Messung, die Erzeugung des Stromes, seine Anwendung, die Energieversorgung, die elektrischen Strahlen und Wellen. In einfachen, klaren Worten legt der Verfasser dar, was man wissen muß, um der Technik des täglichen Lebens nicht verständnislos gegenüberzustehen, sondern um sich erklären zu können, wie die Naturgesetze lauten, und wie die Maschinen arbeiten, die unsere Kultur auf Grund der Forschung der technischen Wissenschaften beeinflussen und zum Teil mit schufen. Die meisten Menschen von heute sind zwischen diesen technischen Dingen aufgewachsen und nehmen sie als etwas Alltägliches hin, über das man sich den Kopf nicht zu zerbrechen braucht, weil man sich mit ihrem Vorhandensein einfach abgefunden hat. Doch gibt es viele Besinnliche, die fragen, warum, wieso, woher das alles so ist; es ist auch nötig, solche Fragen zu stellen, denn intensives Fragen und Forschen, auch wenn es von der Seite der Laien und aus der großen Masse kommt, gibt immer Anstoß zur Weiterentwicklung. So mögen diese Bücher allen denen empfohlen sein, die Antwort zu erhalten wünschen auf technische Fragen und über technische Vorgänge, die sie Tag für Tag und Stunde für Stunde umgeben.

Ähnliche Ziele verfolgt Siegfried Hartmann in seinem Werk „Unsere Technik“ (mit 400 Seiten und 193 Abbildungen, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, Berlin). Er will aber nicht nur Verständnis und Begeisterung für die Technik, die Mutter aller werktätigen Schaffens und auch der Weiterentwicklung geistigen Schaffens, erwecken, er will auch die Zusammenhänge klarlegen, die zwischen Technik und Wirtschaft bestehen. Die Darstellung ist in gutem Sinne allgemeinverständlich, entbehrliche Fachausdrücke sind vermieden, unentbehrliche erklärt. Wertvoll ist ein Tabellenanhang von mehr als 20 Seiten, dessen Angaben das Verständnis des Buchtextes erleichtern und ein kleines Nachschlagewerk darstellen, um technische Dinge des täglichen Lebens besser verstehen und erklären zu können. Man findet in diesen Tabellen Angaben

über Energiebedarf, Temperatureinheiten, über den Menschen als Maschine, über die Dauerleistungen von Tieren, über die Kohlenvorräte der Welt und den deutschen Kohlenverbrauch, über Schiffsvermessung, über ausländische Maße und Gewichte und vieles andere mehr.

Anton Lübke, „Technik und Mensch im Jahre 2000“ (Verlag Kösel und Pustet, München. Preis 11 RM). Ein Blick in die Zukunft! Wie stark bewegt doch gerade in unserer Zeit der Gedanke die Menschen, wie wohl die Menschheit sich weiterentwickeln werde, nachdem die Technik täglich neue ungeahnte Fortschritte macht und sich anschickt, sich über die gewaltigen Naturgesetze hinwegzusetzen und mit den Naturkräften sich zu messen, ihnen zu trotzen! Raum, Zeit, Kraft — der Mensch will ihrer Herr werden. Ist es ihm nicht schon zu einem Teil gelungen? Die, die gern einen Blick in die technische Zukunft werfen, kommen bei der Lektüre dieses Buches reichlich auf ihre Kosten. Das ist ein Dichten und Fabulieren von dem, was in mehr als hundert Jahren sein wird, wenn Öl und Kohle nicht mehr in den gewaltigen Mengen zur Verfügung stehen werden wie heute, oder wenn die Energien in anderer Form umgesetzt werden. Technische Phantasien sind Hirngespinnste, wenn sie sich nicht auf realem Boden bewegen, sie müssen sich nach den Massen unserer Vernunft verwickeln lassen können. Es ist erfreulich, daß der Verfasser solchen realen Boden im großen und ganzen nicht verläßt. In längeren Kapiteln entwirft er ein Bild der zukünftigen Gestaltung des Lebens, der Technik, der Industrie, der Stadt, des Verkehrs, der erwachenden Industrievölker und ein grauenhaftes eines Zukunftskrieges, so wie man ihn unter Berücksichtigung des technischen Fortschritts tempos etwa ahnen kann. Lübke will — und das ist ein löbliches

Bestreben — dazu beitragen, daß der Gegenwartsmensch die Notwendigkeit voll erfäßt, die Energien der Menschheit zu erhalten, alles zu tun, um sie zu steigern und so das Los der Menschheit zu verbessern. Zu den interessantesten Kapiteln des fast vierhundert Seiten umfassenden, reich illustrierten Buches gehören die folgenden: Atomzertrümmerung und Energiegewinnung; Energien aus dem Innern der Erde, aus dem Ozean, aus der Sonne; Zukunftsländer der Industrie und Technik (Rußland, das Amerika der Zukunft, Chinas unermessliche Kohlenschätze, Indien, das reichste Eisenland der Erde); Haus, Industrie, Stadt und Mensch im Jahre 2000; der Zukunftskrieg und die Technik. In dem Schlußkapitel „Ausblick für die Zukunft“ sagt der Verfasser folgende beherzigenswerten Worte, die sich mancher technische Zukunftsphantast und -fanatiker (deren es viele gibt) hinter die Ohren schreiben sollte: „Das Wort der Bibel, 'im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen', gilt auch heute noch und wird das Menschengeschlecht begleiten bis ans Ende aller Zeiten. In dem Augenblick, wo der Mensch tatenlos sich der Kraft der Maschine hingeben würde und alle Arbeit ihr anvertraute, würde es mit ihm dahin sein, sein Zerfall wäre besiegelt. . . Nur wenn wir den inneren Menschen nicht außer acht lassen, ist der Fortschritt garantiert, nur das Seelische ist der Urquell auch des technischen Fortschrittes, ohne dieses kämen wir in ein Chaos. . .“ Mit den kostbaren Kräften, die die Natur der Menschheit zur Verfügung stellt, dürfen kein sinnloser Raubbau und keine Vergewaltigung getrieben werden, wie es leider in furcht-erregendem Maße geschehen ist und täglich geschieht. Nur wenn diese Grundsätze beachtet und befolgt werden, wird eine technische Zukunftskultur erstehen. D. L.

Der Sportmonat.

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. Oktober bis 15. November 1928.

„Siege und Rekorde sind nichts wert, wenn sie nicht wirklich nur Stufen sind von dem, was den Sinn aller sportlichen Arbeit, aller Selbstüberwindung, aller Kraftanspannung und alles Siegeswillens darstellt: die Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist — Menschentum!“

16. 10. 1928. Bei den internationalen Schwimmwettkämpfen anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten in Tokio stellte der Japaner Irie im 200-Meter-Rückenschwimmen mit 2:37,8 Minuten einen neuen Weltrekord auf. Bisheriger Rekordinhaber war der amerikanische Olympiasieger Kojak mit 2:39 Minuten.
18. 10. 1928. Um die Abhaltung der deutschen Kampfspiele 1930 bemühen sich bisher die Städte Altona, Berlin, Breslau und München.
19. 10. 1928. Zum Rennen um den Schneiderrpokal, dem größten internationalen Wasserflugzeugrennen, das jedes zweite Jahr stattfindet, ist Deutschland eingeladen worden. Falls Deutschland dieser Einladung nachkommen sollte, würde dies das erste Mal sein, daß die deutschen Farben bei dieser Veranstaltung vertreten wären.
20. 10. 1928. In Dresden tagte der Deutsche Ruderverband. Seit 1921 ist die Mitgliederzahl um mehr als das Doppelte angewachsen und umfaßt heute 87 260 Ruderer, die 532 Vereinen angehören.
20. 10. 1928. Zum fünften Male wurde auf der Spree der Berliner Hochschul-Achter zwischen der Technischen Hochschule Charlottenburg und der Universität ausgefahren. Sieger blieb die Universität Berlin, deren Mannschaft über 2000 Meter 7:05,6 Minuten benötigte, mit einer halben Bootslänge Vorsprung.
21. 10. 1928. Der Weltrekordinhaber im Speerwerfen, der Schwede Lundquist, erreichte beim Training Würfe bis zu 73,5 Meter. Der von ihm gehaltene Weltrekord steht auf 71,01 Meter.
21. 10. 1928. In Kopenhagen fand der erste Hocke-Länderkampf Deutschland-Dänemark statt, in dem Deutschland 5:2 siegte.
21. 10. 1928. Das Hockeispiel der Stadtmannschaften München-Berlin in München endete unentschieden 1:1.
21. 10. 1928. In London wurde zum zweitenmal der Fußballwettkampf der Stadtmannschaften von Berlin und London ausgetragen, der 4:1 für Berlin entschieden wurde. Den ersten Kampf im Mai 1928 in Berlin gewannen die Deutschen 2:1.
24. 10. 1928. Aus Rußland kommt die Meldung, daß die Leichtathletin Schamanowa eine Hochsprungleistung von 1,60 Meter erreicht haben soll. Bestätigt sich diese Leistung, so stellt sie einen neuen Weltrekord dar. Die bisherige Weltbestleistung für Frauen vollbrachte Miss Catherwood (Kanada) mit 1,59 Meter.
24. 10. 1928. Die Weltrekordinhaberin im beidarmigen Speerwerfen, Jrl. Lonka, Polen, verbesserte ihren Rekord von 54,77 Meter auf 58,09 Meter.
25. 10. 1928. Der Leichtathletikausschuß der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik hat folgende Leistungen als deutsche Höchstleistungen anerkannt: Weitsprung: 7,645 Meter, erzielt von R. Dobermann (Marienburger S.C. Köln) am 10. Juni 1928 in Jena; Hammerwurf: 46,05 Meter, aufgestellt am 17. Juni 1928 in Nürnberg von J. Mang (S.B. 1889 Regensburg); 4×400-Meter-Staffel: 3:21,6 Minuten, gelaufen von Teutonia Berlin (Dünker, R. Schmidt, Böcher, Engelhard) am 30. Juni 1928 in Berlin; 200-Meter-Lauf für Frauen: 26,9 Sekunden, erzielt von Jrl. W. Wittmann (S.C. Charlottenburg) am 30. Juni 1928 in Berlin; 4×200-Meter-Frauen-Staffel: 1:50,6 Minuten, gelaufen vom S.C. Charlottenburg
- (Mäkelmann, Schwabbauer, Hellwig, Wittmann) am 24. Juni 1928 in Berlin; 3×800-Meter-Frauen-Staffel: 8:04 Minuten, gelaufen vom S.C. Charlottenburg (Laue, Behmer, Roefel) am 24. Juni 1928 in Berlin.
28. 10. 1928. Anlässlich des Weimarer Bundestages des Deutschen Fußball-Bundes fand ein Spiel zwischen der Verbandsmannschaft von Mitteldeutschland und einer Nationalmannschaft statt. Die Nationalelf siegte überlegen mit 6:1.
30. 10. 1928. Die Freiballonwettkfahrt des Deutschen Luftfahrt-Verbandes endete mit einem Sieg des Ballons „Leipziger Messe“, Führer Prehm, der nach Zurücklegung von mehr als 1000 Kilometer, darunter 800 Kilometer Seestrecke, in Südfinnland landete.
30. 10. 1928. Bei den amerikanischen Juniorenmeisterschaften wurden neue Juniorenrekorde im Hochsprung mit 1,95 Meter durch Hedjes und im Stabhochsprung mit 4,04 Meter durch Sturdy aufgestellt. Wenn man die deutschen Seniorenrekorde von 1,925 Meter im Hochsprung (seit 1911!) und 3,82 Meter im Stabhochsprung hiermit vergleicht, erscheinen die amerikanischen Leistungen in besonderem Licht.
4. 11. 1928. Arne Borg startete auf seiner Ostasienreise zum erstenmal in China. In Shanghai stellte er über 1000 Yards einen neuen Weltrekord auf, indem er seine eigene Bestleistung von 12:16,8 Minuten 12:02,4 erheblich verbesserte.
4. 11. 1928. Im 100-Meter-Freistilswimmen stellte der Breslauer Schubert mit 1:00,6 Minuten einen neuen deutschen Rekord auf.
5. 11. 1928. Der englische Leutnant d'Arcy A. Greig, der im Training mit seinem Supermarine-Seerflugzeug schon Durchschnittsgeschwindigkeiten bis zu 522 Kilometer in der Stunde erreicht hatte, unternahm einen Angriff auf den Geschwindigkeits-Weltrekord, wobei er eine Geschwindigkeit von 514 Kilometer erreichte. Der von dem Italiener de Bernardi gehaltene Rekord wurde hierdurch zwar um 1 1/2 Stundenkilometer überboten, doch konnte eine Anerkennung der Leistung als neuer Rekord nicht erfolgen, da die internationalen Bestimmungen ein Überbieten um mindestens 3 Stundenkilometer verlangen.
6. 11. 1928. Die polnische Weltrekordlerin Konopacka konnte in Warschau ihre 1927 erzielte Weltbestleistung im beidarmigen Diskuswerfen von 64,60 Meter auf 66,485 Meter verbessern. Jrl. Konopacka wurde bekanntlich auch olympische Siegerin.
9. 11. 1928. Das Deutsche Turn- und Sportabzeichen wurde bisher an 125 000 Bewerber verliehen, darunter 4105 silberne und 1427 goldene Abzeichen.
11. 11. 1928. Der Fußball-Länderkampf Österreich-Italien fand in Rom vor 40 000 Zuschauern statt und endete unentschieden 2:2.
13. 11. 1928. Das Internationale Reitturnier in NeuYork brachte den deutschen Teilnehmern schöne Siege. Die Reichswehroffiziere v. Nagel, v. Barnekow und Schmalz gewannen gegen stärkste internationale Konkurrenz die „Internationale Militärtrophäe“. Beim Jagdspringen vertraten von acht Pferden, die fehlerfrei sprangen, drei die deutschen Farben. Im Ringstechen wurde v. Barnekow Erster, v. Nagel Zweiter.



*Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.*

Hipólito Frigoyen von Argentinien.

Aus einem Artikel in „The Living Age“, Boston.

Als der deutsche Gesandte in Argentinien seiner Regierung im Jahre 1917 vorschlug, daß alle nach Europa fahrenden argentinischen Fahrzeuge „spurlos versenkt“ werden sollten, wurde die Depesche aufgefangen und weit und breit in Nord- und Südamerika verbreitet. Der argentinische Nationalstolz war bis aufs äußerste getroffen. Der Mob heulte durch die Straßen von Buenos Aires, zerstörte den Deutschen Klub und steinigte alles, was deutschen Ursprung, Anstrich oder Charakter hatte. Der argentinische Senat stimmte mit 23 Stimmen gegen 1 Stimme für eine Kriegserklärung, und die Abgeordnetenkammer billigte die Entscheidung mit 53 gegen 18 Stimmen. Ein einziger Mann hielt die Waage zwischen Frieden und Krieg: Hipólito Frigoyen, der damalige und heute wiedergewählte Präsident, blieb standhaft.

Da Frigoyen überzeugt war, daß eine Kriegserklärung seinem Lande schaden und sein Programm der Arbeitsreform unterbrechen würde, weigerte er sich, das Gesetz auszuführen. Er sandte zwar den deutschen Gesandten als Persona non grata nach Hause, aber er unterzeichnete keine Kriegserklärung. Ein argentinischer Mob verspottete ihn als „prodeutsch“. Frigoyen aber ging ruhig und unerschrocken seinen Weg.

27 Jahre vorher, im Alter von 47 Jahren, war Frigoyen Unteroffizier in einem revolutionären Heere, das Buenos Aires angriff und die Abdankung des aristokratischen, jedoch gewinnstüchtigen und unehrlichen Präsidenten Celman erzwang. Seitdem interessierte sich Frigoyen zwar aktiv für Politik, erstrebte aber keinen Posten, sondern arbeitete unverdrossen für die Förderung der Arbeitnehmerinteressen und der ärmeren Klassen. Da er finanziell unabhängig war, übergab er der radikalen Partei sein ganzes Gehalt als Geschichtsprofessor an einer Schule in Buenos Aires, bis seine Wahl zum Präsidenten seiner Laufbahn als Erzieher ein Ende bereitete. Sein jetziges Gehalt als Präsident im Betrage von 55 000 Dollar fließt der Wohltätigkeit zu. In der Rechtswissenschaft und Geschichte beschlagen, stellte er sich verhafteten Agitatoren als Verteidiger zur Verfügung. Und die allmähliche Besserung der Lage der niederen Klassen wurde als sein Verdienst angesehen.

1912 erzielte der konservative und ehrliche Präsident Saenz Peña die Annahme eines Gesetzes, durch welches das Wählen obligatorisch wurde. Das erwies sich als gut für das Land, aber als verhängnisvoll für ihn und seine Partei. Bei der nächsten Wahl wurde Frigoyen, der sich zum erstenmal in seinem Leben für ein Amt hatte aufstellen lassen, durch die Stimmen der radikalen Partei zum Präsidenten erwählt.

Bei der Übernahme seines Amtes im Jahre 1916 begann Frigoyen sofort mit einer Reihe von Reformen. Die meiste Zeit fand er die enthusiastische Unterstützung des Kongresses. Wenn immer die Gesetzgeber zögerten, so riß er sie durch jene Willensstärke und Zielsicherheit, die seine hervorstechenden Eigenschaften sind, mit sich. Während dieser Periode führte er die Agrarreformen durch, die seine bedeutendste Leistung sind. Zu der Zeit, als er damit begann, behandelten die Großgrundbesitzer die Arbeiter wie Leibeigene. Sogar heute noch, nach zwölf Jahren radikaler und liberaler Regierung, besitzen große Landeigentümer noch 80 Prozent allen privaten Grundbesitzes. Aber als Resultat der Bemühungen Frigoyens sind den kleinen Bauern Staatsländereien zur Verfügung gestellt worden.

Ogleich Frigoyen in den meisten Angelegenheiten die Interessen der arbeitenden Klasse vertreten hat, so hat es doch Gelegenheiten gegeben, wo er nicht zögerte, drakonische Maßregeln gegen die Arbeiter zu ergreifen. Im Jahre 1921 brach ein wilder Streik der Dockarbeiter aus. Als der Mob der Streikenden sich weigerte, auseinanderzugehen, wurden auf Befehl des Präsidenten Maschinengewehre auf sie gerichtet. Als sie sich weiter weigerten, wurde Feuer eröffnet. Hunderte — einige sagen Tausende — wurden getötet; die Straßen waren rot von Blut. Die Unterdrückung jenes Streiks bildet eine der tragischsten Seiten in der argentinischen Geschichte. Der eiserne Frigoyen hatte wieder seinen Willen durchgesetzt.

1922 zog er sich gemäß der Verfassung seines Landes, die eine unmittelbare Wiederwahl eines Präsidenten nicht zuläßt, ins Privatleben zurück. Vor kurzem ist Frigoyen mit einer Zweidrittelmehrheit im Alter von 75 Jahren wiedergewählt worden.

Vitamine.

Von Sanitätsrat Dr. Max Maschke, Berlin, in „Die Räder“, Berlin.

Unsere Nahrung enthält als wesentliche Bestandteile Eiweiß, Kohlehydrate und Fette, weiterhin Mineralsalze und, so wichtig auch diese eben erwähnten Stoffe sind, als einen weiteren, nicht zu entbehrenden Bestandteil Vitamine. Was das ist, woraus es besteht, wissen wir nicht; es ist bisher nicht gelungen, diese Stoffe in ihrer chemischen Zusammensetzung einwandfrei zu erklären und darzustellen. Und doch kennen wir sie, wir kennen sie aus den Ausfallerscheinungen, die sie machen, wenn sie nicht da sind, aus den Krankheiten, die entstehen, wenn sie fehlen.

Die Vitamine haben ein wissenschaftlich noch nicht geklärtes, aber ungemein wichtiges Amt in bezug auf den Stoffwechsel, üben andererseits auf die Darmtätigkeit eine erregende Wirkung aus; je nach den physiologischen Leistungen, die sie zu vollziehen haben, hat man die Vitamine in eine Anzahl von Klassen geteilt und unterscheidet sie durch Hinzufügung der großen Buchstaben des Alphabets als Vitamin A, Vitamin B usw. So kennen wir zur Zeit fünf Vitamine. Das Vitamin A findet sich in allen pflanzlichen und tierischen Fetten und Ölen, in Milch und in Butter (aber meist nicht in Margarine), in grünen Gemüsen und im Eigelb. Es beeinflusst das Wachstum im allgemeinen und das des Knochen-systems im besonderen, sein Fehlen stört diese Funktionen, kann außer an den Knochen auch am Auge zu schweren Störungen, zu Erblindung führen. Dieses Vitamin A wird, weil es für die Behinderung der Rachitis (englische Krankheit) mit verantwortlich ist, von den Engländern auch das antirachitische Prinzip genannt. Da im Lebertran das Vitamin A besonders reichlich vertreten ist, erklärt sich dessen gute Wirkung bei rachitischen Erkrankungen.

Die Vitamine B kommen in allen Mehlen, vor allem in den Hülsen von Getreiden und Reis, in den Mohrrüben und in der Milch vor, ferner in Gemüsen, wie besonders im Spinat, Salat und Grünkohl, in vielen Früchten (Tomaten, Zitronen, Apfelsinen usw.), auch in manchen Pilzarten (Steinpilz und Champignon), in geringerem Grade auch in unserer Kartoffel. Ein zu stark ausgemahlenes Mehl enthält weniger von diesen Vitaminen, ist mithin unvorteilhafter für die Ernährung als ein Mehl, das solche Bestandteile noch hat. Längeres Fehlen dieser Vitamine ist die Ursache der Beriberikrankheit, die in Japan, Indien, Brasilien beobachtet wird und in allmählich fortschreitenden Lähmungen besteht.

Die Vitamine C sind, wenn sie fehlen, die Ursache für den Skorbut, eine Erkrankung, die in Blutungen am Zahnfleisch, auf der Haut und in den inneren Organen besteht und durch Erschöpfung zum Tode führen kann. Die Vitamine C finden sich vorwiegend in frischen Gemüsen und Früchten, Tomaten, Salaten, Rüben, Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen, auch in der Kartoffel und Hefe, ebenso in den meisten Pilzen.

Das Vitamin D ist ein Nervennährstoff und kommt vor in der Milch, in jungen Erbsen und Bohnen, in Kartoffeln, in manchen Früchten, wie Apfelsinen, Äpfeln, Birnen, Himbeeren, Weintrauben. Im Fleisch, auch im Lierfett, ist Vitamin D nicht vorhanden, wie überhaupt alle Vitamine im Fleisch nicht oder wenig vorkommen. Das Fehlen dieses Vitamins ruft Störungen an den Nerven, Lähmungen usw. hervor.

Das zuletzt gefundene fünfte Vitamin E, besonders in Salaten enthalten, hat eine eigenartige Wirkung auf das Geschlechtsleben. Ratten, die eine sonst ausreichend vitaminhaltige Nahrung bekamen, aber keine Salatblätter, wurden unfruchtbar, die Männchen verloren die Zeugungsfähigkeit und weiterhin überhaupt den Geschlechtstrieb; im übrigen aber waren sie völlig gesund.

Alle Arten der Vitamine sind nicht sehr haltbar, zerfallen leicht, sind durch zu langes Kochen, aber auch durch Trocknen in ihrer Wirkung zu schädigen, ja ganz zu zerstören. Darauf beruht, daß Konserven weniger vorteilhaft für die Gesundheit sind als frische Gemüse und Früchte.

Die Erforschung ist erst neueren Datums und noch lange nicht beendet. Die weitere Arbeit auf diesem Gebiet wird uns noch manche Aufschlüsse bringen, die nicht nur wissenschaftliche Bedeutung haben, sondern auch praktische Verwertung im Dienste der Gesundheitspflege finden werden. So ist es neuerdings gelungen, durch Bestrahlen mit ultravioletttem Licht bestimmte Nahrungsmittel vitaminhaltig zu machen; man hat Milch bestrahlt und Erfolg damit erzielt.

Was kann während eines Augenblicks geschehen?

Aus einem Artikel von Dr. E. E. Free, Verfasser vieler wissenschaftlicher Abhandlungen, in „Popular Science“, Newyork.

Früher, als es noch zahlreiche Könige gab, pflegten Soldaten rings um die königliche Person eine Art von Sicherheitszone zu schaffen. Jedes menschliche Wesen geht von einer eben solchen neutralen Zone umgeben durchs Leben. Innerhalb dieser Zone mag es für Menschen, Automobile oder andere Gegenstände äußerst gefährlich sein, aber jenseits der Zone befinden sie sich in Sicherheit. Für manche Menschen ist diese Sicherheitsphäre sehr klein, für andere ist sie groß. Ihre tatsächliche Ausdehnung wird für jeden Menschen durch die Zeit bestimmt, die er zum Denken gebraucht.

Zum Beispiel haben Prüfungen von siebenundfünfzig typischen amerikanischen Automobilchauffeuren ergeben, daß die Durchschnittszeit, die erforderlich war, um ein Gefahrensignal wahrzunehmen, sich dessen Bedeutung zu vergegenwärtigen und den Bremshebel zu ziehen, etwas mehr als eine halbe Sekunde betrug. In dieser Zeitspanne legt ein Automobil, das sich mit einer Geschwindigkeit von vierzig Meilen in der Stunde bewegt, dreißig Fuß zurück. Das ist die Minimumspanne der Sicherheitszone für den Fahrer. Aber einige Menschen brauchen mehr Zeit dazu, sie ziehen die Bremse erst eine oder sogar zwei Sekunden nach dem Erscheinen des Warnungssignals. Automobile, die von solch langsam reagierenden Individuen gefahren werden, legen also sechzig bzw. hundertzwanzig Fuß zurück, nicht nur bevor der Wagen stillsteht, sondern bevor sich der Fahrer anschießt, den Wagen zum Stillstand zu bringen.

In den Vereinigten Staaten sind seit 1921 mehr als dreieinhalb Millionen Menschen verletzt und mehr als hunderttausend von Automobilen getötet worden, während der finanzielle Verlust sich dabei auf über drei Milliarden Dollar stellte.

Professor Charles F. Park vom Technologischen Institut in Boston, ein Sachverständiger im Automobilverkehr, erklärt, daß die Dinge sich noch verschlimmern. Die Automobilfabrikanten kündigen schnellere Wagen an, und die Leute werden sie kaufen.

Es erfordert den Bruchteil einer Sekunde, um der empfindlichen Netzhaut eine Gesichtswahrnehmung oder dem Mechanismus des Ohres einen Klang zu vermitteln. Dann geht wieder der Bruchteil einer Sekunde verloren, um die gesehene oder gehörte Vorfahrt über den zuständigen Nerv den Denkgellen des Gehirns zu übertragen. Diese Denkgellen verlieren wieder einige kostbare Sekundenbruchteile bei der Überlegung, was zu geschehen hat; daß z. B. die Fußbremse eines Automobils heruntergedrückt werden muß. Weitere Zeit wird verloren, während die notwendigen Befehle vorbereitet werden, die zu den Muskeln gehen, welche die Arbeit zu verrichten haben. Alle diese Verzögerungen zusammen bilden die Reaktionszeit, die Zeit, die beim Reagieren auf das unerwartete Ereignis verlorengeht.

Wenn diese Zeit eine halbe Sekunde beträgt, ist der Fahrer, der vierzig Meilen die Stunde fährt, für sich und jeden anderen innerhalb einer Entfernung von dreißig Fuß höchst gefährlich. Wenn plötzlich etwas vor ihm in fünfundzwanzig Fuß Entfernung auftaucht, prallt er dagegen. Es ist kein Entkommen möglich, da er seinen Denkprozeß nicht rechtzeitig zu Ende führen kann, um die notwendigen Bewegungen auszuführen. Wenn die Geschwindigkeit sechzig Meilen in der Stunde beträgt, ist die erforderliche Sicherheitszone entsprechend größer. Wenn die Reaktionszeit des Fahrers länger ist, ist die Zone noch größer.

Das Schnellste, was der Mensch ausführen kann, ist das Blinzeln des Auges. Die instinktive Reaktion durch das Blinzeln, wenn etwas ins Auge fliegt, beträgt für die meisten Menschen ungefähr eine Zehntelsekunde. In dieser Zeitspanne bewegt sich ein Automobil mit einer Geschwindigkeit von sechzig Meilen pro Stunde ungefähr zehn Fuß weit, ein schnelles Flugzeug fünfundzwanzig Fuß; ein Golfball, der im falschen Winkel getrieben wird, kann einen fünfzehn Fuß entfernten stehenden Menschen treffen, bevor dieser noch mit dem Auge blinzeln kann.

Viele von Psychologen an Hunderttausenden von Personen vorgenommene Experimente beweisen, daß die Reaktionszeit für den Durchschnittsmenschen mit nicht weniger als eine Sekunde angenommen werden muß. Diese Zeitspanne bestimmt daher die Sicherheitszone für alle Arten von Maschinen.

Für das Durchschnittsautomobil mit einer Geschwindigkeit von dreißig Meilen die Stunde ist die Sicherheitsdistanz fünfundvierzig Fuß, bei einer Geschwindigkeit von sechzig Meilen beträgt sie neunzig Fuß. Wenn die Steuerung bei einer Geschwindigkeit von sechzig Meilen bricht, so wird man nahezu neunzig Fuß weitergeschleudert, ehe man Zeit zum Handeln hat.

Man kann diese Regel auch auf menschliche Bewegungen anwenden. Ein Mensch, der mit dem Tempo von vier Meilen (sechseinhalb Kilometer) die Stunde marschiert, hat eine Sicherheitszone von sechs Fuß. Wenn sich vor ihm plötzlich in drei Fuß Entfernung ein Mannloch öffnet, so fällt er hinein. Die Distanz ist zu kurz, um ihm Zeit zu geben, die Gefahr zu erkennen und sie zu vermeiden.

Eine unmittelbare Besserung in der Anzahl der Straßenunfälle würde eintreten durch Verweigerung von Führerscheinen an Personen, deren Reaktionszeit sehr viel länger als der Durchschnitt ist, ein Schritt, der bereits von einigen Staaten geplant und von einer Anzahl von Geschäftshäusern bei der Einstellung von Chauffeuren in Anwendung gebracht worden ist.

Die Umwandlung der Metalle.

Aus einem Artikel von Abbé Lh. Moreux, Direktor des Observatoriums in Bourges (Frankreich), in „La Revue Belge“, Brüssel.

Geschickten Goldschlägern ist es gelungen, solche dünne Goldplättchen herzustellen, daß 10 000 derselben erst die Dicke eines Millimeters ergeben. Ein Atom Gold könnte danach einen Durchmesser von höchstens einem zehntausendstel Millimeter besitzen. Aber was noch erstaunlicher ist: Gewisse Teile von Seifenblasen, die man durch ein optisches Verfahren gemessen hat, haben eine Dicke von nur sechs milliontel Millimeter. Unter gewissen Umständen ist es möglich, die Dicke einer Ölschicht auszurechnen, die sich auf einem ruhigen Wasser ausgebreitet hat, und man ist zu dem Schluß gelangt, daß ein Molekül dieser Flüssigkeit ein Gewicht von einem Milliardstel eines milliardstel Gramms besitzt. Aber da man weiß, aus wieviel Teilen Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff das Öl besteht, hat ein einfaches Rechenröhrchen uns das Gewicht eines dieser Elemente geliefert. Ein Atom Wasserstoff wiegt nur ein trilliontel Gramm!

Das Studium der Röntgenstrahlen und besonders das des Radiums hat uns gezeigt, daß das Atom durchaus nicht die letzte Grenze der Teilbarkeit der Materie ist, wie sein Name anzeigt. Jedes Atom setzt sich aus noch kleineren Teilchen zusammen, die sich nicht berühren. Wenn wir ein Atom und jeden seiner Bestandteile vergrößern, gelangen wir zu einem richtigen Sideralsystem: in der Mitte würde sich ein Zentralkörper befinden, eine Sonne, um welche sich Planeten drehen.

Im Atom nennt man die Sonne den „Kern“ und die Planeten „Elektronen“. Jedes Atom hat einen Kern, der je nach dem betreffenden Element verschieden ist. Der Kern des Eisenatoms ist nicht derselbe wie der Kern eines Phosphoratoms; aber die Planeten, welche sich um die Kerne drehen, sind aus derselben Substanz gebildet. Die Kerne sind also verschieden, aber die Planetenelektronen sind alle gleich. Jedoch ist die Zahl der Elektronen verschieden je nach der Substanz, die man untersucht. Ein Wasserstoffatom besitzt nur ein Elektron; der des Kohlenstoffs beherrscht vier Elektronen. Beim Chlor zählt man 17, während um den Kern des Urans, das am meisten unruhig ist, 92 Elektronen kreisen, die in Serien auf verschiedenen Bahnen eingeordnet sind.

Diese ganze kleine Welt ist in ständiger Bewegung. Jedes Elektron durchkreuzt seine Bahn mit ungeheurer Schnelligkeit, und wenn es sich durch fremde Einflüsse von seinem System löst und die Tangente einschlägt, wie ein Stein, der aus einer Schleuder fliegt, durchkreuzt es den Raum mit einer Schnelligkeit von sechzig-, hundert-, hundertfünfzig- und manchmal zweihundertneunzigtausend Kilometern in der Sekunde. Es besteht also eine ungeheure Energie in den Atomen. Ein einziges Milligramm Materie würde, wenn es mit der Schnelligkeit eines Elektrons fortgeschleudert würde, eine Energie enthalten gleich der von zwanzig Expreszüge, von denen jeder ein Gewicht von hundert Tonnen schleppt.

Auch die Atomkerne selbst sind zusammengesetzt. Neben positiven Körperchen, die sich stets gleichen, gruppieren sich noch negative Elektronen. Die Zahl der einen sowohl wie der anderen ist veränderlich, und das gerade unterscheidet die Kerne der verschiedenen Elemente. Die positiv elektrisierten Körperchen, die man Protonen nennt, sind weiter nichts als der Kern des Wasserstoffatoms. Dieser letztere, der nur ein Proton und ein Elektron als Satelliten besitzt, nimmt also an der Bildung aller Körper teil.

Wenn wir die Atome in ihre Bestandteile auflösen könnten, d. h. ihre Protonen und Elektronen voneinander trennen, könnten wir aus Eisen oder Stickstoff Wasserstoff herstellen. Aber das Gegenteil ist auch der Fall: Wenn unsere Technik weit genug fortgeschritten wäre, könnten wir Wasserstoff in Blei, Stickstoff oder Gold verwandeln.

Träume moderner Alchimisten, wird der Leser sagen. Durchaus nicht. Es sind uns schon tatsächliche Umwandlungen bekannt. Nehmen wir z. B. das Radium, dessen Atomgewicht 226 ist. Wenn wir es in einen völlig luftleeren Behälter tun, werden wir sehen, wie sich eine neue Substanz bildet, die Emanation, mit einem Atomgewicht von 222, sowie Helium mit dem Atomgewicht 4. Das Radium hat sich vor unseren Augen zerlegt, und der Mechanismus läßt sich so fortsetzen, bis wir zum Blei mit dem Atomgewicht 206 gelangen.

Die ausgestoßenen Körperchen, wirkliche Heliumatome, hat man mit dem Namen Alphateilchen belegt. Wenn wir die Natur nachahmen könnten, würde ohne Zweifel dieser Umwandlungsprozeß auch bei Substanzen gelingen, die ganz verschieden vom Radium sind. Und das hat kürzlich Rutherford versucht.

Um einen Atomkern zu zergliedern, sagte sich der britische Gelehrte, bedürfte man einer besonderen Artillerie, Kanonen, welche ihre Projektilen mit großer Schnelligkeit schleudern und sicher ihr Ziel treffen. Als Projektilen werden die Alphateilchen benutzt, welche das Radium mit einer Schnelligkeit von zwanzigtausend Kilometer in der Sekunde schleudert. Diese braucht man nur zu lenken zu verstehen.

Und indem unser genialer Physiker Atome von Stickstoff, Bor und Flußspat bombardierte, hat er aus ihren Kernen die Wasserstoffatome auscheiden können. Jetzt wagt sich Rutherford mit verfeinerter Technik an die schweren Elemente. Diese werden zerlegt werden wie die anderen, daran ist nicht zu zweifeln. Die künstliche Verwandlung ist also eine vollendete Tatsache. Eines schönen Tages wird die Wissenschaft sie praktisch verwerten.

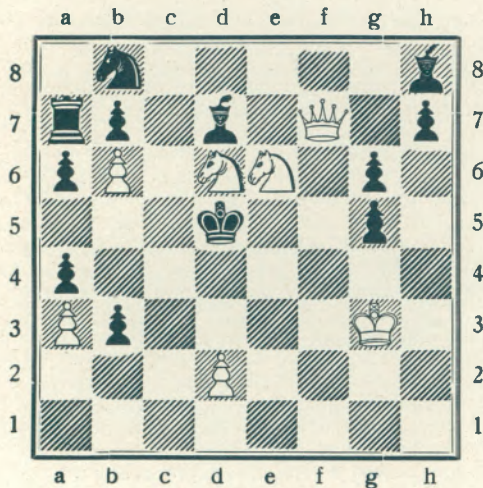


Schach e.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Aufgabe Nr. 12.

Originalaufgabe von A. Pauli, Bieslar.



Stellung der Steine:

Weiß: Kg3; Df7; S(2)d6, e6; B(3)a3, b6, d2; [7].
Schwarz: Kd5; Ta7; Sb8; L(2)d7, h8; B(7)a4, a6, b3, b7, g5, g6, h7; [12].

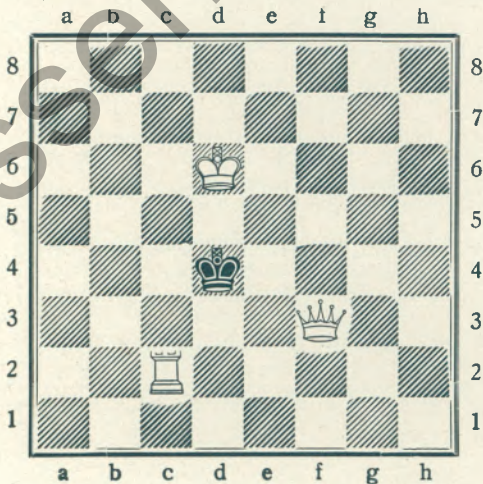
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Eine Aufgabe mit acht Varianten, eine schöne Weihnachtsaufgabe des begabten Verfassers.

Die „schöne“ Aufgabe.

Von F. Healy.

„Das folgende Problem hat eine Idee, die mit äußerster Sparsamkeit ausgeführt wurde. Nur vier Steine auf dem Brett. An Zügen, die Aufgabe zu lösen, gibt es so wenig wie möglich: genau einen. Und dieser eine Lösungszug vermeidet jedweden Kraftproß. Er ist still, er ist sogar ein Rückzug, und dennoch der einzige, der das gesteckte Ziel erreicht: Df3—h3! Schwarz antwortet Kd4—e4; Weiß setzt matt nicht mit der stärksten Figur, der Dame, sondern mit dem bescheidenen



Turm, Tc2—c4! Beim Matt ist jedes der Felder, die dem Könige e4 offenstehen, genau einmal bewacht, so daß der Löser über die Tatsache, daß dem Könige alle neun Felder genommen sind, beinahe erstaunt.“ (Dr. Lasker).

Ein reines Matt!

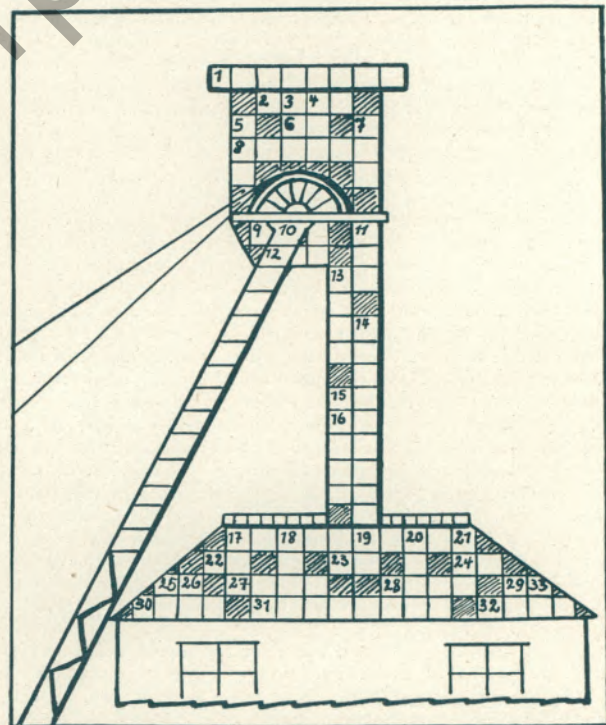
Wann ist eine Aufgabe „schön“? Der Begriff der Schönheit ist relativ. Die Kunst der Aufgabekomposition besteht, kurz gesagt, darin, mit möglichst wenigen Mitteln auf kürzestem Wege das Matt zu erzwingen. Ein hervorragendes Beispiel dieser Art bespricht Ex-Weltmeister Dr. E. Lasker in seinem auch sonst lehrreichen Werk „Gesunder Menschenverstand im Schach“ (Wertbuchhandel, Berlin).

Lösung der Aufgabe Nr. 11.

1. Sd3—c5 d6×c5
2. Lb7—f4+ Ke3×f4
3. Dg2—f2# (bzw. 3. Dg2—d2#.)
1. ———— Ke3×d4
2. Dg2—g3 e4—e3
3. Dg3—g7#

Rätsela.

Kreuzworträtsel.



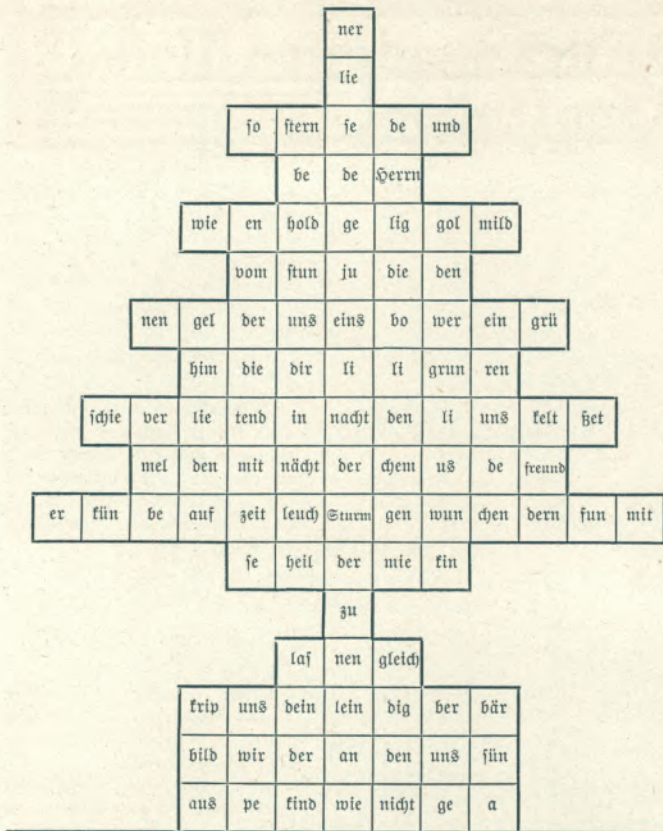
Wagerecht: 1. Bergmannsgruß; 2. Kohlenzeugnis; 6. Flächenmaß; 8. Krankenhaus; 9. Lichtspielfirma; 12. elektrische Maßeinheit; 16. Vorsilbe; 17. Zeichenberuf; 22. Ochsenart; 23. persönliches Fürwort; 24. Verhältniswort; 27. Fischfett; 28. Voranschlag; 29. ägyptischer Sonnengott; 30. Verdienst; 31. bergmännischer Arbeitergrad; 32. Zahlungsmittel.

Senkrecht: 3. Körperteil; 4. Uferstraße; 5. Zahl; 7. Kohlenzeugnis; 10. Hauptmerkmal einer Beche; 11. flüssiges Fett; 13. Steinkohlenbergwerk; 14. Erdschicht (Gefahr beim Abtaufen); 15. Bergmann; 17. Gattung; 18. Brettspiel; 19. Flächenmaß; 20. Ostgermane; 21. Titel; 25. Fluß in Italien; 26. Ausruf; 33. chemisches Zeichen für Aluminium.

ch und cl = 1 Buchstabe.

Rösselsprung.

Von Konrad Schmiedgen, Chemnitz.



Spruchrätsel.

I.

Ein Duzend und ein Viertel dazu
von Buchstaben bilden den ganzen Spruch,
der — endlich erfüllt — uns brächte Ruh
und die Menschheit erlöste von altem Fluch!

Schreib Buchstaben 1 bis 7 nieder:
die Kämpfer kehren zur Heimat wieder.
Nun lies die vier letzten, 4, 5, 6, 7:
wä'r'n die Ureltern doch in dem Garten geblieben!
Dann schreib' noch 8 und 9 dir hin,
und du hast einen Stadtteil von Groß-Berlin.
9, 10, 11 und 12 säumen Fluß, Strom und Meer,
oft geht eine Brücke dazwischen her;
und der Herrgott schuf am ersten Tage
Nummer 11 bis 14 mit all ihrer Plage.

Kalender für 1929.

Mit jedem Jahr wächst die Zahl der Abreißkalender, und mit jedem Jahr wird es dem Suchenden schwieriger, den passenden Kameraden aus den vielen, allzu vielen herauszufinden, die sich als Wegbegleiter für das kommende Jahr anbieten. Anstatt eine stattliche Zahl von Kalendern aufmarschieren zu lassen und damit dem die Wahl habenden die Schwierigkeit des Auswählens vielleicht noch zu erschweren, sei ein anderer Weg der Kritik gewählt, der uns in diesem Falle richtiger scheint: eine Dreizahl von Jahreslosfen vorzustellen, die zuverlässig und wertvoll und preiswert sind, dabei sich doch keine „Konkurrenz“ machen, sondern sich vielmehr gegenseitig aufs beste ergänzen; so gut ergänzen, daß man sich recht gut eine Wohnung vorstellen kann, in der alle drei friedlich nebeneinander hängen.

Freude an „Kunst und Kultur“, Freude an „industriellem Schaffen“ und Freude an der „Natur“. Die Erkenntnis, welche Freude die vorherrschende ist, bestimmt gleichzeitig, ob man sich für den „Dürer-Kalender für Kunst und Kultur“ (Mk. 3,—), für den „Rheinisch-Westfälischen Industrie-Kalender“ (Verlag Willy Klever, Krefeld, Mk. 3,—) oder für „Blodigs Alpenkalender“ (Mk. 2,80) entscheidet. Der „Dürer-Kalender“ wird seiner im Titel ausgedrückten Bestimmung aufs beste gerecht. Hier atmet wirklich jedes einzelne Blatt, das Handzeichnungen von alten und neuen Meistern, vielfach in der Farbe

Nun häng' an das Ganze einen Buchstaben an,
aus der Mathematik kennt ihn jedermann
als Zeichen für beliebige Größen —
nun bist du fertig und kannst den Spruch lesen,
der jährlich zur seligen Weihnachtszeit
vom Himmel klingt und die Herzen erfreut,
den Menschen neues Hoffen bringt
und mit Glockengeläut in die Seelen dringt.

II.

Den ersten Teil hast du geraten,
nun schreite munter zu neuen Laten.
Und finde zum Spruch noch sieben Wörter
und stell sie an die richtigen Orte,
wobei du folgendes mußt beachten,
daß „au“ als ein Buchstabe ist zu betrachten,
und daß, wenn die Worte du richtig stellst,
den gefundenen Spruch du wieder erhältst.
Brauchst nur die ersten und letzten Zeichen
von oben nach unten zu vergleichen,
sie abzulesen, dann hast du die Freude,
die klingt und singt im Weihnachtsgeläute!

Das erste der Wörter — die Lösung liegt drin —
bedeutet noch einmal das Stück von Berlin,
das zweite ein Bildwerk halb erhaben,
das dritte ein Tierchen, das baut fleißig Waben,
das vierte einen Vorort von Düsseldorf nennt,
Nummer 5 einen König im Alttestament,
das sechste verbindet Mann und Frau,
das letzte bezeichnet dich selbst ganz genau.

Nun bist du zu Ende, nun bist du am Schluß,
und ich wünsch' das Ganze als Weihnachtsgruß!

D. L.

Lösungen aus Heft II.

Silbenrätsel.

- | | |
|-------------|---------------|
| 1. Moleb | 9. Tobias |
| 2. Nero | 10. Isgrim |
| 3. Ebenezer | 11. Nitti |
| 4. Narew | 12. Zurandot |
| 5. Titania | 13. Reinigung |
| 6. Weide | 14. Eskimo |
| 7. Gidotter | 15. Unrecht |
| 8. Gernot | 16. Elefant |

Unentwegt in Treue, vorwärts mit Gott!

Rösselsprung.

Der Erfolg ist offenbar,
Die Absicht aber ist niemals klar.
Drum wird man alle Menschengeschichten
Ewig nach dem Erfolge richten.

(Rückert.)

Ergänzungsrätsel.

Gutenberg, Einstein, Hauptmann.

Die Bolandertrommel

enthaltend die bymstellen im veranenen Monat einsehnenen Gollwögel

„Meine Mutter schreibt, sie kommt morgen auf vierzehn Tage zu uns.“

„So?“ sagte der Mann ruhig. Dann wandte er sich zu seinem kleinen Jungen: „Peter, hast du mich nicht neulich gebeten, dir ein Luftgewehr, eine Trompete und eine Trommel zu kaufen?“

„Ja, Papa.“
„Schön, ich bringe sie dir heute mittag mit.“

(„Berliner Illustrierte.“)

„Um welche Zeit erfolgte der Einbruch?“ fragt der Richter einen wichtigen Zeugen.

„Ich denke . . .“ beginnt der Zeuge unsicher.

„Ihre Gedanken sind uns gleichgültig“, schneidet der Richter ungeduldig ab. „Wir wünschen zu hören, was Sie wissen.“

„Es tut mir leid, Herr Richter“, sagt schüchtern der Zeuge. „Ich kann nicht sprechen, ohne zu denken; ich habe nicht studiert.“

(„Kölnische Illustrierte.“)

Der boshafte Nachbar.
„Mit wem schimpfte Ihre Frau gestern abend so furchtbar?“

„Mit dem Hundel!“

„Armes Vieh! Sie drohte ihm sogar mit Entziehung des Hauschlüssels!“

(„Meggendorfer Blätter.“)

„Mich bringen keine zehn Pferde dazu, mich zu verheiraten.“

„Wieviel PS müssen es denn sein, Grollein?“

(„Kölnische Illustrierte.“)



Baderia-Verlag, München.

Madierung von A. Gutzjahr.

„Aus der Jugendzeit“

„Ich habe soeben fünf Fliegen erschlagen . . . zwei Männchen und drei Weibchen“, berichtete der kleine Kurt.

„Wieso weisst du denn das?“

„Zwei haben am Schreibtisch gegessen und drei am Spiegel.“

(„Berliner Illustrierte.“)

Wachbleich erscheint Herr Schröder in der Tür des Schlafzimmers und ruft seiner Frau entsetzt zu: „Martha, mir ist etwas Furchtbares passiert, ich habe eben meinen Kragentopf verschluckt!“

„Na, das ist aber auch das erstemal, daß du weisst, wo er ist!“

(„Berliner Illustrierte.“)

Sie: „Wenn man einem Mann etwas sagt, geht es zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinaus!“

Er: „Und wenn man einer Frau etwas sagt, geht es zu beiden Ohren hinein und zum Mund wieder hinaus!“

(„Hamburger Illustrierte.“)

Der Optimist. Sternbock in Leipzig spielt seit siebzehn Jahren ein Zehntel in der Sächsischen Staatslotterie. Gewonnen hat er noch nichts, aber seine Zuversicht ist nicht zu erschüttern. Das vorige Mal fiel der Hauptgewinn nach Dresden. Diesmal nach Oshag.

„Siehste, schon a ganzdes Schdigg näher an Laibzi ran!“ triumphiert Sternbock zu seiner Frau.

(„Kölnische Illustrierte.“)

Inhaltsverzeichnis.

(Jahrgang VIII, Heft 12, Dezember 1928.)

	Seite		Seite
Gedanken in die Zeit	1—2	Die Straße nach Weihnachten. Von Ernst Hoferichter . . .	29—32
Bauten der Technik. Von Dr. A. Waldstein. (Ill.)	3—7	Eltern und Kinder. Von Dr. Eufanne Engelmann	33—34
Zwiesgespräch zwischen Techniker und Künstler. Von Dipl.-Ing. W. Büttner	8—9	Das elektrische Auge. (Ill.)	35—36
Gesellschaft und Wirtschaft. III. Teil	10—14	Technische Gedenktage	36
Der Brand der Cheopspyramide. Roman von Hans Dominik. (Schluß)	15—21	Fortschritte der Technik	37
Mit der Radienodel durch mien Badderstadt Hamborg. Von August Kaul. (Ill.)	22—25	Fortschritte der Chemie	38
Was sagt mir mein Familienname? Von Prof. A. Zumbusch	26—27	Weihnachtsbüchermarkt	39—43
Gedichte	28	Der Sportmonat	43
		Die Auslese	44—45
		Schach und Rätsel	46—47
		Inhaltsverzeichnis	48

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbeantragt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.